



universität
wien

DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

Das „Wienerische“ und seine soziale Bedeutung
aus der Sicht von Wienerinnen und Wienern.

Eine sprachbiographisch akzentuierte qualitative
Sprachwahrnehmungs- und Spracheinstellungsstudie.

verfasst von / submitted by

Alexander Krenn

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Magister der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2020 / Vienna, 2020

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 190 333 456

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Lehramtsstudium

UF Deutsch

UF Geographie und Wirtschaftskunde

Betreut von / Supervisor:

PD Mag. Dr. Manfred Glauningner

Danksagung

Ich danke

- meinem Diplomarbeitsbetreuer Mag. Dr. Manfred Glauninger, der mich erst zu dieser Arbeit inspiriert hat und mir zu jeder Zeit mit hilfreichen Inspirationen und Ratschlägen zur Seite gestanden ist. Vielen Dank für Ihre stets motivierende Ausstrahlung, ihre Geduld und ihr Engagement!
- den ProbandInnen, die sich bereit erklärt haben, die Interviews mit mir durchzuführen. Ohne deren Bereitschaft und Offenheit wäre diese Diplomarbeit nicht möglich gewesen.
- meinen Eltern, ohne deren Unterstützung ich mein Studium erst gar nicht aufnehmen hätte können.
- meiner guten Freundin Claudia, die immer für mich da ist und auf die ich mich stets verlassen kann.
- meiner guten Freundin Anna, die mich durch mein gesamtes Studium und mittlerweile viele Jahre meines Lebens begleitet und mir dabei geholfen hat, die eine oder andere Hürde zu überwinden.
- meinen Kindern, die mir auch in weniger sonnigen Stunden stets Kraft gespendet haben.
- ganz besonders meiner Frau, die mich das gesamte Studium über auf so vielfältige Weise unterstützt hat, stets geduldig mit mir war und mir immer liebevoll zur Seite gestanden ist.

DANKE!

„Es kann nicht aussterben, weil es immer Wiener gibt. Es wird sich verändern. Es war sicher vor 100 Jahren anders, es ist jetzt anders und wird in 100 Jahren anders sein. Es lebt einfach.“¹

¹ Die Antwort einer Probandin auf die Frage nach der zukünftigen Entwicklung des Wienerischen.

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung	1
1.1 Forschungsstand	2
1.2 Forschungsfragen und forschungsleitende Annahmen	2
1.3 Aufbau der Arbeit	4
2 Theoretischer Teil	6
2.1 Einstellungen	6
2.1.1 Was sind Einstellungen & wie lässt sich der Einstellungsbegriff definieren?	6
2.1.2 Das Dreikomponenten-Modell	8
2.1.3 Das Einkomponenten-Modell	9
2.1.3 Welches Modell der Einstellungsstruktur für diese Untersuchung?	10
2.1.4 Funktionen von Einstellungen	11
2.2 Spracheinstellungen	14
2.2.1 Was sind Spracheinstellungen?	14
2.2.2 Methoden der Spracheinstellungsforschung	16
2.2.3 Spracheinstellungserwerb und Schlüsselerlebnisse in der Sprachbiographie	16
2.3 Problematiken der Einstellungs- bzw. Spracheinstellungsforschung	18
2.4 (Sprach-)Einstellungen, Meinungen, Vorurteile & Stereotype	20
2.5 Die qualitative Sozialforschung	22
2.5.1 Zur (Sprach-)Biographieforschung	25
2.5.1.1 Biographieforschung	25
2.5.1.2 Sprachbiographieforschung	26
2.5.2 Das (qualitative) Interview	28
2.5.2.1 Weshalb gerade Interviews?	29
2.5.2.2 Methodologische Probleme des Interviews	31
2.5.2.3 Das Interview und seine soziale Komponente	35
2.5.2.4 Der / die Interviewende als Erhebungsinstrument	36
2.5.2.5 Das (sprachbiographisch akzentuierte) narrative Interview	37
2.5.3 Die Qualitative Inhaltsanalyse	39
3 Empirischer Teil	43
3.1 Die Kriterien der ProbandInnenselektion	43
3.2 Erhebung und Bearbeitung der Interviews	44
3.2.1 Beschreibung der ausgewählten ProbandInnen	44
3.2.2 Beschreibung des Interviewers	46
3.2.3 Rahmenbedingungen der Interviews	47

3.2.4 Die Aufnahme und Transkription	49
3.3 Methode der Datenanalyse	50
3.4 Auswertung der Interviews	53
3.4.1 Case 1.....	53
3.4.1.1 Kategorie: ‚Wienerisch‘	53
3.4.1.2 Kategorie: ‚Umgangssprache‘	56
3.4.1.3 Kategorie: ‚Hochdeutsch‘	57
3.4.1.4 Kategorie: Sprachliche Sozialisation	59
3.4.2 Case 2.....	61
3.4.2.1 Kategorie: ‚Wienerisch‘	61
3.4.2.2 Kategorie: ‚Umgangssprache‘	63
3.4.2.3 Kategorie: ‚Hochdeutsch‘	64
3.4.2.4 Kategorie: Sprachliche Sozialisation	65
3.4.3 Case 3.....	67
3.4.3.1 Kategorie: ‚Wienerisch‘	67
3.4.3.2 Kategorie: ‚Umgangssprache‘	71
3.4.3.3 Kategorie: ‚Hochdeutsch‘	72
3.4.3.4 Kategorie: Sprachliche Sozialisation	73
3.4.4 Case 4.....	75
3.4.4.1 Kategorie: ‚Wienerisch‘	75
3.4.4.2 Kategorie: ‚Umgangssprache‘	78
3.4.4.3 Kategorie: ‚Hochdeutsch‘	79
3.4.4.4 Kategorie: Sprachliche Sozialisation	81
3.4.5 Vergleich und Integration der Interviews	83
3.4.5.1 Kategorie: ‚Wienerisch‘	83
3.4.5.2 Kategorie: ‚Umgangssprache‘	85
3.4.5.3 Kategorie: ‚Hochdeutsch‘	86
3.4.5.4 Die ‚soziale Bedeutung‘ der einzelnen Sprachvarietäten	88
3.4.5.5 Kategorie: Sprachliche Sozialisation	90
3.4.6 Generations- bzw. bildungsbedingte Unterschiede	92
3.4.6.1 Unterschiede & Gemeinsamkeiten des Bildungshintergrunds ‚niedrig‘	93
3.4.6.2 Unterschiede & Gemeinsamkeiten des Bildungshintergrunds ‚hoch‘	95
3.4.6.3 Ein Vergleich der Bildungsschichten	96
3.4.6.4 Generationsbedingte Unterschiede	96
3.4.7 Mögliche Fehler und aufgetretene Probleme in den Interviews	97
3.4.7.1 Potentielle Fehler des Forschers während der Interviews	97
3.4.7.2 Aufgetretene Probleme während der Interviews	99
4 Conclusio.....	100

5 Literaturverzeichnis	104
6 Abbildungs- und Tabellenverzeichnis	111
7 Anhang.....	112
8 Abstract	114

1 Einleitung

Der Grundgedanke dieser Arbeit entstand bereits im Wintersemester 2015/16 während des Proseminars „Wienerisch – Dimensionen der Variation des Deutschen in Wien“. Im Zuge desselben wurde vom Forscher eine Proseminararbeit verfasst, in deren Rahmen eine quantitative Untersuchung zum ‚Ansehen‘ des ‚Wienerischen‘ in Niederösterreich durchgeführt wurde. Seit dieser Arbeit herrschte der Gedanke vor, diesen Ansatz im Rahmen einer ausgiebigeren Untersuchung innerhalb Wiens durchzuführen. Nach einem anregenden Austausch mit Herrn Mag. Dr. Manfred Glauninger (dem Betreuer dieser Diplomarbeit) zu dieser Thematik wurde die Entscheidung getroffen, den quantitativen in einen qualitativen Ansatz zu transferieren und ihn im Theorierahmen der Sprachwahrnehmungs- und Spracheinstellungsforschung zu platzieren.

Diese Diplomarbeit verfolgt nun das Ziel, mittels sprachbiographisch akzentuierten narrativen Interviews eine Einsicht in die Konzepte hinsichtlich (der Variation) der deutschen Sprache in Wien und insbesondere des ‚Wienerischen‘ aus der Sicht von WienerInnen zu geben. Dabei wird besonderes Augenmerk auf die sozialen Bedeutungen, wie beispielsweise Sprachträgergruppen oder Prestige-Stigma-Ambivalenzen, die die WienerInnen damit verbinden gelegt. Zu diesem Zweck wurden insgesamt vier sprachbiographisch akzentuierte narrative Interviews mit Personen, die in Wien in deutscher Sprache primärsozialisiert wurden und unterschiedlichen Altersklassen und Bildungshintergründen² angehören durchgeführt und entsprechend der qualitativen Inhaltsanalyse nach MAYRING (2015) ausgewertet.

Die theoretische Basis für diese Untersuchung bilden demzufolge vor allem die soziolinguistische Sprachwahrnehmungs- und Spracheinstellungsforschung sowie die Sprachbiographieforschung.

Beifügend muss erwähnt werden, dass es bei dieser Arbeit gemäß dem qualitativen Paradigma der Sozialforschung nicht darum geht, ein für die gesamte Bevölkerung Wiens repräsentatives Bild zu erzielen. Vielmehr sollen Tendenzen aufgedeckt werden, durch die sich womöglich weitere Forschungsfelder, -ansätze und -fragen ergeben.

² Die präzise Beschreibung der Kriterien der ProbandInnenselektion ist in Kapitel 3.1 zu finden.

1.1 Forschungsstand

Für die vorliegende Untersuchung sind als ausgewählte relevante Studien, die sich mit Spracheinstellungen und der Sprachbeurteilung in Österreich beschäftigen, aus dem Bereich der älteren Forschung STEINEGGER (1998) und PATOCKA (1986) zu erwähnen. Erweiternd ist in diesem Zusammenhang zudem MALLIGA (1997) anzuführen. Diese, in Villach durchgeführte Untersuchung lieferte Ergebnisse zu geschlechterabhängiger Einschätzung von Sprache und ihrem Gebrauch.

Als relevante einschlägige Untersuchungen aus der Sicht von Wiener ProbandInnen müssen an dieser Stelle ZEILER (2017), GLUDOVACZ (2016) und CUJIC (2016) genannt werden. ZEILER (2017) ist eine qualitative Studie zur sozialen Bedeutung von Jugendsprache(n) unter jungen WienerInnen. Auch die Untersuchung von CUJIC (2016) befasst sich mit Spracheinstellungen von Wiener Jugendlichen hinsichtlich der Jugendsprache. GLUDOVACZ (2016) führte eine empirische Sprachwahrnehmungs- und Spracheinstellungsuntersuchung in Bezug auf Dialekte in Österreich aus der Sicht von WienerInnen durch.

Zudem müssen in diesem Zusammenhang auch die Arbeiten von GOLDGRUBER (2011) und MOOSMÜLLER (1991) erwähnt werden. GOLDGRUBER (2011) untersuchte die Einstellungen von Grazer und Wiener StudentInnen zum Dialekt und zur Standardsprache in Österreich. Auch MOOSMÜLLER (1991) erhob in Wien, Graz, Salzburg und Innsbruck subjektive Sprachdaten zur Standardsprache und zum Dialekt in Österreich.

Des Weiteren haben sich die Untersuchungen, im Besonderen im Hinblick auf Einstellungen zum Standarddeutschen, von SCHUSTER (2018) und RECHBERGER (2017) als für vorliegende Arbeit relevant erwiesen. SCHUSTER (2018) befragte in diesem Zusammenhang Personen aus Ledenitzen, einer Ortschaft im Süden von Kärnten, und RECHBERGER (2017) junge Frauen aus dem politischen Bezirk Bruck-Mürzzuschlag in der Obersteiermark.

Zusätzlich seien Einstellungsuntersuchungen hinsichtlich der Kommunikation mit Kindern genannt. Hierbei zeigten sich die Arbeiten von LICHTENEGGER (2015), TOBERER (2013), SCHONER (2011) und erneut RECHBERGER (2017) als bedeutsam.

1.2 Forschungsfragen und forschungsleitende Annahmen

Die vorliegende Untersuchung hat es sich, im Hinblick auf ihren Gegenstand – die soziale Bedeutung des ‚Wienerischen‘ aus der Sicht von ‚Wienerinnen und Wienern‘ –, zum Ziel gesetzt, folgenden Fragen nachzugehen:

1. Welche Konzepte der (Variation der) deutschen Sprache in Wien und insbesondere des ‚Wienerischen‘ haben die ProbandInnen im Bewusstsein und welche soziale Bedeutung (Prestige, Stigma, Sprachträgergruppen, kommunikative und identitätskonstituierende Funktion, ...) verbinden sie mit diesen Konzepten?
2. Korrelieren bestimmte Aspekte dieser Konzepte / sozialen Bedeutungen mit biografischen Schlüsselerlebnissen der ProbandInnen?
3. Zeigen sich diesbezüglich Unterschiede in Bezug auf den ‚Bildungshintergrund‘ bzw. sozioökonomischen Status der ProbandInnen?
4. Zeigen sich diesbezüglich generationsbedingte Unterschiede zwischen den ProbandInnen?

Qualitative Forschung [...] hat zum Ziel, bestimmte soziale Phänomene einer tiefen und differenzierten Analyse zu unterziehen; das Vorgehen ist dabei – in klarer Abgrenzung zu den quantitativen Zugängen – zumeist induktiv und hypothesen- und/ oder theoriegenerierend (MISOCH 2015: 2).

Obgleich sich diese Arbeit gemäß diesem Zitat am qualitativen Paradigma der Sozialforschung orientiert und dieses ein hypothesen- und / oder theoriegenerierendes Arbeiten anregt, wurden im Vorfeld forschungsleitende Annahmen bezüglich der Forschungsfragen ausgearbeitet.

Betreffend der ersten oben angeführten Fragestellung wird davon ausgegangen, dass die befragten ProbandInnen sowohl ein Konzept *Hochdeutsch* als auch eines mit der Bezeichnung *Dialekt* im Bewusstsein haben. In Bezug auf das ‚Wienerische‘ wird vermutet, dass die InformantInnen zumindest zwei (Erscheinungs-)Formen unterscheiden. Einerseits ein etwas ‚derberes‘ und andererseits ein ‚vornehmeres Wienerisch‘. Bezogen auf die soziale Bedeutung hinsichtlich dieser Konzepte ist anzunehmen, dass mit ihnen sowohl positiv als auch negativ konnotierte Einstellungen und Erfahrungen und bestimmte stereotype Vorstellungen von SprecherInnengruppen verbunden werden. Bezüglich der kommunikativen und identitätskonstituierenden Funktion der Konzepte von Sprachvarietäten wird angenommen, dass für die ProbandInnen sowohl das ‚Wienerische‘ (bzw. der ‚Dialekt‘) als auch das ‚Hochdeutsche‘ in ihre alltägliche Sprechweise einfließen. Zudem wird ermittelt, ob bestimmte Aspekte dieser Konzepte / sozialen Bedeutungen mit biografischen Schlüsselerlebnissen der ProbandInnen korrelieren. Diesbezüglich wird angenommen, dass sowohl negative als auch positive Schlüsselerlebnisse einen entsprechenden Einfluss genommen haben.

Mit Blick auf die Forschungsfragen hinsichtlich der generations- bzw. bildungsspezifischen Unterschiede wird vermutet, dass sich die ‚älteren‘ InformantInnen eher mit dem ‚Wienerischen‘ identifizieren können und sich tendenziell eher einer entsprechenden SprecherInnen-

gruppe zurechnen als die ‚jüngeren‘. Vice versa wird davon ausgegangen, dass sich die ProbandInnen der Generation ≤ 35 Jahre tendenziell eher als SprecherInnen des ‚Hochdeutschen‘ sehen. Des Weiteren wird angenommen, dass die Befragten der Kategorie *Bildungshintergrund hoch* verstärkt zur Nennung von tendenziell negativ konnotierten Stereotypen in Bezug auf SprecherInnen des ‚Wienerischen‘ neigen.

1.3 Aufbau der Arbeit

Der theoretische Teil dieser Diplomarbeit widmet sich zunächst den ‚Einstellungen‘ (Kapitel 2.1). Dabei wird zunächst definitorisch erläutert, was unter Einstellungen zu verstehen ist. Anschließend werden das Ein- sowie das Dreikomponenten-Modell von Einstellungen vorgestellt und es wird ausgeführt, welches dieser Modelle der vorliegenden empirischen Untersuchung zugrunde gelegt wurde. Den Abschluss dieses Kapitels bildet eine Darstellung der Funktionen von Einstellungen. Im Anschluss daran befasst sich Kapitel 2.2 mit den Spracheinstellungen. Hierzu wird zunächst erläutert, wie Spracheinstellungen definiert werden können. Darauf folgend wird zwischen den beiden grundlegenden methodischen Typen der Spracheinstellungsforschung unterschieden. Abschließend wird auf den Spracheinstellungserwerb und Schlüsselerlebnisse in Sprachbiographien eingegangen. Kapitel 2.3 nimmt in weiterer Folge Problematiken der Einstellungs- und Spracheinstellungsforschung in den Blick. Den Abschluss dieses Abschnitts bildet eine Diskussion betreffend der Unterschiede und Gemeinsamkeiten von ‚(Sprach-)Einstellungen‘; ‚Meinungen‘; ‚Vorurteilen‘ sowie ‚Stereotypen‘.

Der theoretische Teil dieser Arbeit setzt sich dann mit einem einleitenden Kapitel (2.5) zur qualitativen Sozialforschung fort. Weiterführend wird Grundlegendes zur Biographie- sowie zur Sprachbiographieforschung erläutert. Im Anschluss daran wird die Methode des qualitativen Interview präsentiert, begründet, weshalb Interviews sinnvoll sind und häufig als Methode eingesetzt werden, und angemerkt, welche methodologischen Probleme sie aufweisen. Dies setzt sich fort mit einem Unterkapitel zur sozialen Komponente von Interviews und einem zum / zur Interviewenden als Erhebungsinstrument. Abschließend wird das (sprachbiographisch akzentuierte) narrative Interview näher betrachtet. Der theoretische Teil dieser Arbeit schließt dann mit der Präsentation der Methode der qualitativen Inhaltsanalyse nach MAYRING (2015). Diese wurde als Auswertungsmethode für die vorliegende empirische Untersuchung gewählt.

Der empirische Teil dieser Untersuchung widmet sich zu Beginn den Kriterien der ProbandInnenselektion (Kapitel 3.1). Kapitel 3.2 nimmt die Erhebung und Bearbeitung der im

Rahmen vorliegender Arbeit durchgeführten Interviews in den Blick. Hierzu werden sowohl die ausgewählten InformantInnen als auch der Interviewer sowie die Rahmenbedingungen der Interviews beschrieben. Des Weiteren wird der Vorgang der Aufnahme und Transkription der Gespräche dargestellt. Darauffolgend beschäftigt sich Kapitel 3.3 mit der Methode der Datenanalyse und präsentiert das zugrundeliegende Kategorien- und Kodierungssystem. In Kapitel 3.4 findet die Auswertung der Interviews statt. Zu diesem Zweck werden zunächst die Ergebnisse der einzelnen Cases vorgestellt. Im Anschluss daran werden die Daten zusammengeführt und interpretiert. Zudem findet ein Vergleich auf Basis des Bildungshintergrundes der ProbandInnen statt. Abschließend werden mögliche Fehler seitens des Interviewers und aufgetretene Probleme im Zuge der Interviews diskutiert.

Den Abschluss dieser Arbeit bildet die Conclusio (Kapitel 4). In dieser werden die Untersuchungsergebnisse zusammengefasst interpretiert.

2 Theoretischer Teil

2.1 Einstellungen

Menschen lieben oder hassen, sie sind für oder gegen etwas, sie mögen etwas oder können es nicht leiden. Sie stimmen zu oder lehnen ab, sie argumentieren, überreden und überzeugen sich manchmal sogar gegenseitig. Täglich sind wir das Ziel zahlloser Beeinflussungsversuche über persönliche Gespräche und über die Massenmedien; sie zielen darauf ab, unsere Einstellungen zu ändern oder sie zu festigen (BOHNER 2002: 266).

Dieses Zitat zeigt bereits die immense Bedeutsamkeit von Einstellungen für das alltägliche Leben der Menschen. Auch CASPER (2002: 5), HARTUNG (2010: 61) und BAKER (1992: 10) betonen, dass Einstellungen unsere Wahrnehmung der Umwelt und unser Verhalten entscheidend beeinflussen. Aus diesem Grund ist es nicht verwunderlich, dass die Beschäftigung mit Einstellungen auch für jegliche sozialwissenschaftliche Disziplin, die Interesse an der Ergründung menschlichen Verhaltens hat, von besonderer Bedeutung ist. Menschliches Verhalten besser erklären und zuverlässiger vorhersagen zu können stellt somit ein erklärtes Ziel der Einstellungsforschung dar (vgl. CASPER 2002: 5). Damit gehört die Erforschung sozialer Einstellungen mittlerweile zu den wichtigsten Bereichen, mit denen sich die gegenwärtige Sozialpsychologie befasst (vgl. BARDEN / GROBKOPF 1998: 216).

Ehe daher konkret auf die Thematik der Spracheinstellungen Bezug genommen wird, lohnt es sich, klarzustellen, was Einstellungen überhaupt sind, wie der Einstellungsbegriff in der Forschung definiert wird, wie Einstellungen erfasst werden und welche Funktionen sie aufweisen. Dies soll in den folgenden Kapiteln dieser Arbeit geklärt werden.

2.1.1 Was sind Einstellungen & wie lässt sich der Einstellungsbegriff definieren?

Was sind Einstellungen bzw. wie kann man sich Einstellungen nun genau vorstellen? MAIO / HADDOK (2010: 4, zitiert nach HADDOK / MAIO 2014: 199) beschreiben sie als „eine Gesamtbewertung eines Objekts, die auf kognitiven, affektiven und verhaltensbezogenen Informationen beruht.“ STÜRMER (2009) definiert den Begriff wie folgt:

Die **Einstellung** einer Person zu einem Objekt ist die subjektive Bewertung dieses Objekts. Einstellungsobjekte sind nichtsoziale oder soziale Stimuli (Produkte, Personen etc.), Verhaltensweisen (Rauchen, politisches Engagement etc.), Symbole (Flaggen, Embleme etc.) oder Begriffssysteme (Islam, Kommunismus etc) (STÜRMER 2009: 70 [Hervorhebung im Original]).

Zusammengefasst kann man also sagen, dass man sich Einstellungen als eine Gesamtbeurteilung, wie beispielsweise mögen – nicht mögen, eines Einstellungsobjekts vorstellen kann (vgl. HADDOK / MAIO 2014: 199).

Wie bereits im vorangegangenen Kapitel erwähnt, nehmen Einstellungen massiven Einfluss auf das Verhalten und die Wahrnehmungen der Menschen. Das Ausmaß dieses Einflusses verdeutlicht bereits ALLPORT (1935):

Einstellungen steuern unser Wahlverhalten und Konsumverhalten. Sie bestimmen, ob wir etwas hässlich finden oder schön, gut oder schlecht. Sie lassen uns mit Freundlichkeit auf manche Menschen reagieren, mit Unfreundlichkeit auf andere. Die Einstellungen bestimmen das Verhältnis und Verhalten der Geschlechter zueinander [...]. Sie bestimmen unsere Partnerwahl und unsere sexuellen Präferenzen. Sie bestimmen unseren Umgang mit Kindern. [...] Sie bestimmen das Verhalten gegenüber Menschen jeweils eigener und anderer sozialer Gruppen, gegenüber den Anhängern anderer Parteien, gegenüber Angehörigen von Minderheiten. Psychologisch sind auf sie zurückzuführen Revolutionen, Kriege und Pogrome; doch auch Friedensschlüsse und die Einhaltung von Friedensschlüssen. Es beruhen auf ihnen psychologisch Kriminalität und Terrorismus, aber auch das Wunder der Tatsache eines friedlichen Zusammenlebens von Millionen Menschen selbst auf engstem Raum, in unseren Großstädten, usw. Einstellungen haben Einfluss auf jede Wahrnehmung, jedes Urteil, jede Erinnerung, jedes Lernen, Denken, Handeln, so dass man vielleicht sogar behaupten kann, dass sie es sind, die der Welt Sinn verleihen (ALLPORT 1935: 806, zitiert nach HERMANN 2002: 67–68).

HARTUNG (2010: 61) fasst dies in aller Kürze so zusammen: „Sie [Anm.: Einstellungen] stellen relativ überdauernde, positive oder negative Bewertungen gegenüber einem Einstellungsobjekt dar und nehmen potenziell Einfluss auf das Verhalten einer Person.“ Von Bedeutung ist dabei die Tatsache, dass Einstellungen nicht direkt beobachtbar sind, sondern aus dem Verhalten, wie beispielsweise verbalen Äußerungen oder physiologischen Reaktionen, ermittelt werden (vgl. HARTUNG 2010: 61). HOFER (2004: 223) beschreibt diese als „sekundäre/äußere (An-)Zeichen und Reaktionen.“ Der Begriff ‚Einstellung‘ stellt somit einen wichtigen, wenn nicht sogar den wichtigsten Erklärungs begriff für das menschliche Verhalten unter sozialpsychologischen Aspekten dar (vgl. HERMANN 2002: 68).

Doch wie lässt sich der Terminus ‚Einstellungen‘ nun exakt definieren? Hierzu muss vorweggenommen werden, dass in der Forschungsliteratur keine universelle Definition existiert. 1918 wurde von THOMAS / ZANIECKI die erste für die Einstellungsforschung bedeutsame Definition verfasst. Seit damals wurden zahlreiche weitere andere Begriffsbestimmungen und Einstellungskonzepte entwickelt, ohne dass dadurch ein Konsens entstanden wäre (vgl. CASPER 2002: 24). Grundsätzlich lassen sich diese diversen Definitionen in zwei Gruppen einteilen. In die behavioristische sowie die mentalistische Herangehensweise. Die behavioristische Ansicht geht davon aus, dass Einstellungen durch direkte Beobachtungen beschreibbar sind (vgl. GLÜCK 2010: 172). Zudem weist die behavioristische Sichtweise lediglich eine affektive Komponente auf und behandelt alle Einstellungen als abhängige, stimuluspezifische Variablen. Dies bedeutet, dass zu jedem Verhalten eine bestimmte Einstellung gehört und umgekehrt (vgl. CASPER 2002: 25). BROERMANN (2007) definiert diese Ansicht wie folgt:

Die behavioristische Sichtweise als Ausgangspunkt für die Einstellungsdefinition bedeutet, dass ein bestimmter Stimulus (z. B. Kommunikationssituation) eine bestimmte, vom Kontext abhängige Einstellung und ein mit dieser verbundenes Verhalten produziert. Behavioristische Modelle sehen die Einstellungen somit linear [...], wobei Einstellung und Verhalten praktisch gleichgesetzt werden (BROERMANN 2007: 21).

Nach der mentalistischen Sichtweise, die heute sowohl in der Sozialpsychologie als auch in der soziolinguistischen Einstellungsforschung die verbreitetste Ansicht darstellt, sind Einstellungen psychologische Konstanten, die aus Reaktionen abgeleitet werden müssen. Die Reaktionen sind dabei jedoch nicht an den externen Stimulus des Zusammenhangs gebunden (vgl. CASPER 2002: 25). Den bis heute meist zitierten Definitionsversuch der mentalistischen Sichtweise stellt wohl jener von ALLPORT (1935) dar. Dieser lautet wie folgt: „An attitude is a mental and neural state of readiness, organized through experience, exerting a directive or dynamic influence upon the individual’s response to all objects and situations with which it is related“ (ALLPORT 1935: 810, zitiert nach HERMANN 2002: 69).

HERMANN (2002: 70 [Hervorhebungen im Original]) kürzt diese Formulierung und kommt für sich zu nachfolgender Definition: „Eine *Einstellung* ist eine gelernte *Bereitschaft* zu einer bestimmten *Reaktion* auf etwas.“

Betrachtet man die Struktur von Einstellungen, so zeigen sich für deren Erklärung vor allem das Ein- sowie das Dreikomponenten-Modell als geeignet. Diese bestimmen durch die Vorgabe einer Struktur zugleich die Erfassung der Einstellungen mit (vgl. CASPER 2002: 28). Diese genannten Modelle sollen nun in den folgenden Kapiteln kurz vorgestellt werden.

2.1.2 Das Dreikomponenten-Modell

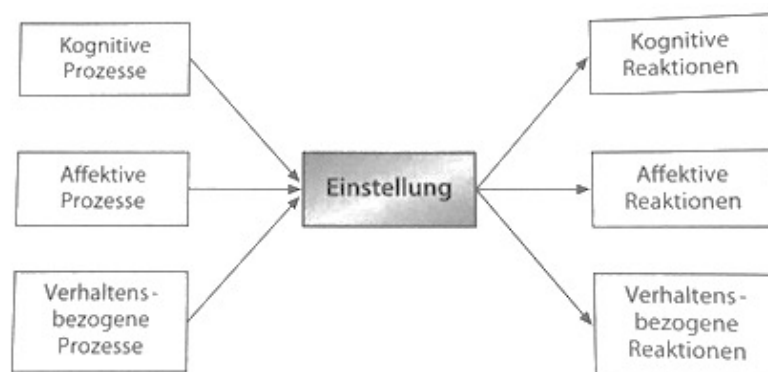


Abbildung 1: Ein Dreikomponenten-Modell der Einstellungen (BOHNER 2002: 268).

Dieses Modell, das auch als Reiz-Reaktion-Modell bezeichnet wird, „beruht auf der Annahme, dass Einstellung die Bereitschaft ist, auf bestimmte Arten von Stimuli auf bestimmte

Weise zu reagieren“ (CASPER 2002: 30), oder anders ausgedrückt, „dass eine Einstellung eine Kombination von drei konzeptuell unterscheidbaren Reaktionen auf ein bestimmtes Objekt ist“ (SCHARLOTH 2005: 6–7). ROSENBERG / HOVLAND (1960) unterteilten die Erfahrungen, die zu einer bestimmten Einstellung führen, als auch deren Ausdrucksformen in drei Komponenten: Kognition, Affekt und Verhalten (vgl. BOHNER 2002: 267 und KÖNIG 2014: 26) (siehe auch Abbildung 1). Kognitive Reaktionen könnten etwa Überzeugungen, Meinungen oder auch Vorstellungen über Einstellungsobjekte, affektive Reaktionen Emotionen und konative Reaktionen Verhaltensabsichten oder Handlungstendenzen sein (vgl. CASPER 2002: 30). Die konative Komponente ergibt sich dabei aus der kognitiven sowie der affektiven Reaktion und formt das vorhandene Wissen mit seinen kookkurierenden emotionalen Wertungen in Verhaltensabsichten bzw. Handlungstendenzen um (vgl. DEPREZ / PERSOONS 1987: 126). „Die drei Komponenten von Einstellungen sind also drei Arten von Reaktionen auf Einstellungsobjekte, mit deren Hilfe die ihnen zugrunde liegenden Einstellung erschlossen wird“ (CASPER 2002: 30).

2.1.3 Das Einkomponenten-Modell

Im Gegensatz zum Dreikomponenten-Modell vertritt das Einkomponenten-Modell, wie der Name bereits vermuten lässt, den Ansatz, dass Einstellungen nur eine Komponente aufweisen: die affektive Komponente, welche mit dem Begriff ‚Bewertung‘ synonym gesetzt wird (vgl. CASPER 2002: 32). Dieses Modell der Strukturdefinition von Einstellungen wird in der Fachliteratur vor allem als von FISHBEIN / AJZEN (1975) beeinflusst angesehen. Deren Einkomponentenmodell berücksichtigt neben Einstellungen auch die Termini ‚Meinung‘ und ‚Verhaltensintention‘ respektive ‚offen gezeigtes Verhalten‘. Diese werden allerdings nicht als Bestandteile der Einstellung betrachtet und sollen voneinander getrennt operationalisiert werden (vgl. CASPER 2002: 32).

MICKARTZ (1983) ergänzte das Modell von FISHBEIN / AJZEN (1975) um die Erfassung vorangegangener Erfahrungen und Beobachtungen der Gewährperson im Zusammenhang mit dem Einstellungsobjekt (vgl. CASPER 2002: 32). Begründet wird dies wie folgt:

Zwar dürfen diese Erfahrungsberichte keineswegs mit den Objekten, über die berichtet wird, identifiziert werden, sie haben jedoch im Gegensatz zu Einstellungen und Meinungen einen unmittelbaren Bezug zur Wirklichkeit, während Einstellungen und Meinungen gerade über die Erfahrungen vermittelt sind. Demnach schlagen die Erfahrungsäußerungen zwischen Objekten einerseits und Meinungen und Einstellungen andererseits eine Brücke von der sozialen Wirklichkeit zu ihrer Spiegelung im Bewusstsein. Erfahrungen rufen Einstellungen und Meinungen direkt hervor, in der Analyse ihrer Äußerung liegt deshalb der Schlüssel zur Beschreibung des Verhältnisses von sozialer Wirklichkeit und ihrer Anschauung. Sie sind daher unbedingt als wichtige zusätzliche Komponente in das Modell aufzunehmen (MICKARTZ 1983: 65).

Dieser Ansatz von MICKARTZ (1983) lässt sich auch in Theorien zur Einstellungs-Verhalten-Konsistenz wiederfinden (vgl. CASPER 2002: 33).

Einer anderen Auffassung des Einkomponenten-Modells geht GILES (1983) nach. Für ihn sind ‚Meinungen‘ und ‚Verhaltensabsichten‘ keine Größen, die das Verhalten im Zusammenhang mit Einstellungen festlegen. Er ist vielmehr der Meinung, dass Einstellungen Gefallen bzw. Missfallen der ProbandInnen gegenüber einem Objekt oder einem Handlungsakt ausdrücken. GILES (1983) interessiert sich vor allem dafür, welche Meinungen und Absichten überhaupt erst für Sprachverhalten und Spracheinstellungen von Bedeutung sind. Sein Ansatz könnte daher bereits als ein Stück weiter gedacht als das Einkomponenten-Modell betrachtet werden (vgl. CASPER 2002: 33).

2.1.3 Welches Modell der Einstellungsstruktur für diese Untersuchung?

Bei der Überlegung, welches der beiden Strukturmodelle der vorliegenden empirischen Untersuchung zugrunde gelegt werden sollte, zeigte sich das Dreikomponenten-Modell bzw. das Zweikomponenten-Modell³ als tendenziell eher geeignet. Dies kann dadurch begründet werden, dass das Einkomponenten-Modell lediglich die affektive Komponente berücksichtigt und dabei die für diese Untersuchung sprachlicher Konzepte mitentscheidende Komponente des Kognitiven vernachlässigt bzw. diese in diesem Modell nicht ausreichend berücksichtigt wird. Da in dieser Arbeit erforscht werden soll, welches Bewusstsein die InformantInnen bezüglich der Konzepte und Variation der deutschen Sprache und insbesondere des ‚Wienerischen‘ haben und welche soziale Bedeutung sie mit diesen verbinden, sind für die Untersuchung vornehmlich die kognitive sowie die affektive Komponente bedeutsam. Ein weiterer Beweggrund, der für die Entscheidung zugunsten des Dreikomponenten-Modells spricht ist, dass in dieser Arbeit, neben der kognitiven und affektiven Komponente, wenn auch nicht vordergründig, zudem die konative Komponente mitberücksichtigt wird. Es handelt sich dabei um die Frage, wie bzw. in welcher Varietät die interviewten ProbandInnen ihre Kinder sprachlich sozialisiert haben. Dies wird vor dem Hintergrund der Gedanken, Bewertungen und Einstellungen der Gewährpersonen hinsichtlich der verschiedenen in Wien gebräuchlichen Varietäten der deutschen Sprache betrachtet.

Allerdings muss beachtet werden, dass dieses dreiteilige Strukturmodell in der Forschung durchaus auf Kritik stößt. So wurde etwa die vom Dreikomponenten-Modell angenommene schwache Wechselseitigkeit der drei Komponenten in Untersuchungen von OSTROM (1969),

³ Bei diesem Modell wird auf die konative Komponente verzichtet.

McGUIRE (1969 und 1985) und HORMUTH (1979) widerlegt. EAGLY / CHAIKEN (1993) vertreten den Standpunkt, dass, anhand der vorliegenden Befunde und Modellprüfungen, ein endgültiges Urteil zu diesem Modell noch nicht getroffen werden kann (vgl. Casper 2002: 35). Zuweilen ist man sogar der Ansicht gewesen, „dass nach dem derzeitigen Forschungsstand sowohl aus theoretischen als auch aus empirischen Bedingungen heraus die weitere Verwendung des Dreikomponenten-Modells nicht sinnvoll sei“ (CASPER 2002: 35). BIERHOFF (2006) vertritt die Ansicht, dass ein Zwei-Komponenten-Ansatz zur Definition von Einstellungen zu bevorzugen ist. Er empfiehlt die Tilgung der konativen Komponente. Dies begründet er damit, dass die Verhaltensabsicht nicht immer mit Meinungen und Bewertungen übereinstimmt (vgl. BIERHOFF 2006: 329).

Auf Grundlage der genannten Argumente für und gegen das Dreikomponenten-Modell und aufgrund der untergeordneten Rolle der Frage nach der sprachlichen Sozialisation der Kinder durch die ProbandInnen für diese Untersuchung erscheint es angemessen, die dieser Arbeit zugrundeliegende Forschung vordergründig vor dem Hintergrund eines Zweikomponenten-Modells zu betreiben.

2.1.4 Funktionen von Einstellungen

Widmet man sich dem funktionalen Ansatz der Einstellungen, so liegt diesem die Annahme zugrunde, „daß Einstellungen der Bedürfnisbefriedigung dienen und eng mit der Bedürfnisstruktur des Individuums verbunden sind“ (GÜTLER 2003: 105). Dies führt zu einer Differenzierung diverser Ziele oder Funktionen, die dem menschlichen Verhalten im sozialen Zusammenhang zugrunde liegen können und die mit einer Einstellung in Verbindung gebracht werden (vgl. BIERHOFF 2006: 334). Eines der ersten und bis heute wohl bekanntesten Modelle der Einstellungsfunktionen entwickelte KATZ (1960). Er schlug darin folgende vier Hauptfunktionen von Einstellungen vor (vgl. OSKAMP / SCHULTZ 2005: 88):

1) Wissens- oder Ökonomiefunktion

Die Wissensfunktion stellt die grundlegendste aller Funktionen dar, da diese mehr oder weniger alle Einstellungen erfüllen. Dies geschieht vor dem Hintergrund, dass es Einstellungen ermöglichen, Gegenstände und Ereignisse der Umgebung zu bewerten. Diese Bewertung erspart den Menschen den Aufwand, jedesmal erneut, wenn sie auf den Gegenstand bzw. das Ereignis stoßen, neu herauszufinden, wie sie sich ihm gegenüber verhalten sollen (vgl. BOHNER 2002: 269).

Beispiele für diese Funktion sind: „Kennenlernen der Menschen, mit denen man zu tun hat; Üben von Fähigkeiten; [...] neue Einsichten gewinnen; [...] sich in einer komplexen Umwelt orientieren“ (BIERHOFF 2006: 334).

2) Instrumentelle, Anpassungs- oder utilitaristische Funktion

Die Menschen zeigen Tendenzen dahingehend, dass sie positive Einstellungen gegenüber Objekten, die zu positiven Konsequenzen führen, und negative Einstellungen gegenüber Objekten, die mit Frustration oder negativen Konsequenzen einhergehen, entwickeln (vgl. STÜRMER 2009: 75). „Die Valenz der Einstellung dient dann zukünftig als Hinweisreiz für die Verhaltensanpassung: Eine positive Einstellung fördert Annäherung, eine negative Einstellung Vermeidung des Einstellungsobjekts“ (STÜRMER 2009: 75).

BOHNER (2002) nennt dafür folgendes Beispiel: „Beispielsweise sollte die Einstellung einer Person gegenüber Pizza auf damit zusammenhängenden Belohnungen (angenehmer Geschmack, Sättigungsgefühl) und Bestrafung (Gewichtszunahme, hoher Cholesterinspiegel) beruhen“ (BOHNER 2002: 269).

3) Wertausdrucksfunktion

Unter der Wertausdrucksfunktion versteht man unter anderem die Selbstverwirklichung und Selbstbestätigung durch relevante Einstellungen sowie die Disposition, sich gemäß seinen eigenen Überzeugungen zu verhalten, diese mitzuteilen und allenfalls zu verteidigen. (vgl. GÜTTLER 2003: 105). Dies geschieht deshalb, da Menschen eine gewisse Befriedigung daraus ziehen, zentrale Aspekte oder Werte ihres Selbst zu kommunizieren und sich dadurch ihr eigenes Selbst und ihren Platz in der sozialen Welt bestätigen (vgl. STÜRMER 2009: 75).

4) Ich-Verteidigungsfunktion

„Attitudes can also help to enhance our self-esteem and to defend us against the thousand ‘slings and arrows‘ of life“ (OSKAMP / SCHULTZ 2005: 89). Alle Menschen nutzen solche Abwehrmechanismen, allerdings werden sie vor allem von Personen angewandt, die sich unsicher oder minderwertig fühlen bzw. mit inneren Konflikten zu kämpfen haben (vgl. OSKAMP / SCHULTZ 2005: 89). Einstellungen können dann in diesem Fall dazu dienen, Angst und Unsicherheit zu reduzieren. Dies geschieht etwa dadurch, dass negativ konnotierte Eigenschaften, die man an sich selbst feststellen konnte, auf andere Menschen oder Gruppen übertragen werden. Diese Projizierung von negativen Attributen führt dann

wiederum zu einer negativen Einstellung gegenüber besagten Personen bzw. Gruppen (vgl. STÜRMER 2009: 75).

Zu dieser ursprünglich von KATZ (1960) entwickelten Klassifikation der Einstellungsfunktionen sind jedoch zwei Dinge anzumerken. Zunächst ist es von Bedeutung zu erwähnen, dass nicht jede Einstellung auch jede Funktion hat. Viel eher ist es der Fall, dass eine Einstellung nur einer zentralen oder aber vielen unterschiedlichen Funktionen dient. Dabei ist die Funktion bzw. sind die Funktionen von der Person, der Einstellungsthematik und dem Kontext abhängig (vgl. CASPER 2002: 40). Des Weiteren ist es wichtig festzuhalten, dass, obwohl diese Theorie weit verbreitet, sie nicht unumstritten ist. Die Kritik daran bezieht sich vor allem darauf, dass die angegebenen Funktionen nicht eindeutig voneinander unterscheidbar sind und es deshalb noch nicht gelungen ist, sie entsprechend zu operationalisieren (vgl. CASPER 2002: 41). SIX (1980) schlug auch aus diesen Gründen die Sammlung von Einstellungsfunktionen nach LAUER (1971) als Alternativen zur Theorie von KATZ (1960) vor (vgl. CASPER 2002: 41). Das Modell von LAUER (1971) weist gewisse Parallelen zu jenem von KATZ (1960) auf, setzt sich jedoch aus insgesamt folgenden sechs Funktionen zusammen:

- 1) Einstellungen beeinflussen psychische Prozesse, wie beispielsweise Lernen und Denken (vgl. CASPER 2002: 41).
- 2) Einstellungen können die Steuerungsfunktion hinsichtlich des Verhaltens eines Menschen in seiner Umwelt übernehmen, inklusive der Definition seines Selbstbildes (vgl. CASPER 2002: 41).
- 3) Einstellungen haben eine Funktion als selektive Mechanismen. Sie steuern dabei die Art der Kommunikation und die Auswahl, mit wem kommuniziert wird (vgl. CASPER 2002: 41).
- 4) Einstellungen können ein Grund für die Hinderung von Innovation sein. Eigene Einstellungen hindern die Menschen daran, Verhaltensweisen zu realisieren, die diesen nicht entsprechen (vgl. CASPER 2002: 41).
- 5) Einstellungen können auch das Verhalten derjenigen beeinflussen, welche selbst Gegenstand der Einstellungen sind (vgl. CASPER 2002: 41).
- 6) Da Einstellungen aus Verhaltensweisen entstanden sind, sind sie selbst wiederum von diesen abhängig (vgl. CASPER 2002: 41).

Gemeinsamkeiten zwischen diesen beiden Funktionsmodellen lassen sich vor allem dahingehend finden, dass sie summa summarum darauf abzielen aufzuzeigen, dass bestimmte Einstel-

lungen gewisse Verhaltensweisen begünstigen bzw. hemmen können. Daher zeigen sich diese Modelle auch als für die empirische Untersuchung im Rahmen dieser Arbeit äußerst relevant. Vor allem vor dem Hintergrund der sozialen Bedeutung der einzelnen Sprachvarietäten und den damit verbundenen persönlichen Einschätzungen sowie Bewertungen der ProbandInnen.

2.2 Spracheinstellungen

2.2.1 Was sind Spracheinstellungen?

Wie bereits in den vorangegangenen Kapiteln verdeutlicht, stellen Einstellungen einen zentralen Forschungsgegenstand der Sozialpsychologie dar. In Bezug auf Sprache gibt es diesen Ansatz jedoch erst seit den 1960er-Jahren. In diesem Zeitraum etablierte sich der Terminus ‚Spracheinstellung‘ (vgl. NEULAND 1993: 723–724). Der Beweggrund für das verstärkte Interesse an dieser Thematik lag darin, dass erkannt wurde, dass der Großteil des sozialen Verhaltens der Menschen sprachlicher Natur ist (vgl. CASPER 2002: 17). In der heutigen Forschung sind die Spracheinstellungen vorrangig unter dem Gesichtspunkt ihres Gewichts für den Spracherwerb, in Bezug auf das Sprachverhalten und die Entwicklung von Sprachen und Varietäten bedeutsam (vgl. TOPHINKE / ZIEGLER 2006: 205). Doch was sind Spracheinstellungen nun genau? Lassen sie sich überhaupt definieren und falls ja, wie? „Put simply, language attitudes must comprise all those attitudes that are directed towards language as referent“ (SMIT 1994: 53) oder anders ausgedrückt sind sie „linguistische Bewertungsstrukturen“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011: 78). Dies klingt zunächst leicht verständlich und eingängig, dennoch stellt sich das Finden einer wissenschaftlichen Definition als deutlich komplexer heraus. Bis heute gibt es für den Terminus ‚Spracheinstellungen‘ keine einheitliche Definition. Dies liegt unter anderem daran, dass je nach gewähltem Ansatz andersgeartete Gesichtspunkte fokussiert werden (vgl. GARRETT 2010: 19), oder wie SMIT (1994) es ausdrückt:

[...] the concept language attitude is multifaceted and has fuzzy borders. Furthermore, these intricacies and interrelationships between the components have made it hardly possible to devise on theoretically comprehensive and practically applicable definition that captures all of them (SMIT 1994: 53).

In diesem Zusammenhang muss ferner die Frage gestellt werden, wie sich Einstellungen im Allgemeinen und Spracheinstellungen im Besonderen voneinander unterscheiden. FASOLD (1984: 148) sieht die Differenz wie folgt: „Language attitudes are distinguished from other attitudes by the fact that they are precisely about language.“ Diese Abgrenzung ist dahingehend wesentlich, da in vielen soziolinguistischen Arbeiten allgemeine Einstellungsdefinitionen, mit geringfügigen Ergänzungen, auf Spracheinstellungen übertragen werden. In manchen

neueren Forschungsarbeiten kommt es sogar vor, dass das Wort ‚Einstellungen‘ schlicht durch das Wort ‚Spracheinstellungen‘ ersetzt wird (vgl. CASPER 2002: 47).

Trotz dem, dass bis dato keine einheitliche Definition für den Begriff ‚Spracheinstellungen‘ existiert und es aufgrund der genannten Gründe womöglich auch niemals eine geben wird, soll zu Anschauungszwecken an dieser Stelle folgende Definition angeführt werden:

[...] ‚Spracheinstellungen‘ [sind] wertende Dispositionen, die einzelne Menschen oder soziale Gruppen gegenüber sprachlichen Erscheinungen haben. Spracheinstellungen sind besonders Haltungen gegenüber Sprachen, Sprachvarietäten oder Sprachverhalten andere Individuen oder Gruppen, oft mit wertender Berücksichtigung der jeweils eigenen Sprache. Wie andere Einstellungen gelten Spracheinstellungen als erlernt, relativ beständig, wenn auch veränderbar (STICKEL 1999: 17, zitiert nach LENZ 2003: 263)

Wie bereits erwähnt, ist im Umgang mit Spracheinstellungen entscheidend, welche Aspekte fokussiert werden, denn Spracheinstellung geht über die einfache Einstellung zum Objekt ‚Sprache‘ hinaus und ist in diesem Zusammenhang viel eher ein Sammelbegriff von Objekten sehr unterschiedlicher Art (vgl. CASPER 2002: 49). Objekte von Spracheinstellungen können „einzelne Varietäten, Akzente einer oder mehrerer Sprachen sein, [...] oder die Sprecher bzw. Sprechergruppen dieser Varietäten, Dialekte, Sprachstile und Minderheitensprachen“ (CASPER 2002: 49). BAKER (1992: 29) nennt in diesem Zusammenhang folgende Objekte der Spracheinstellung:

- „attitude to language variation, dialect and speech style
- attitude to learning a new language
- attitude to a specific minority language
- attitude to language groups, communities and minorities
- attitude to language lessons
- attitude to the uses of a specific language
- attitude of parents to language learning
- attitude to language preference“

Hinzuzufügen ist, dass oftmals mehrere Objekte gleichzeitig gemessen werden. Diese Praxis gilt als sinnvoll, solange die gemessenen Einstellungen dem richtigen Objekt zugeordnet und nicht vermischt werden (vgl. CASPER 2002: 49-50).

2.2.2 Methoden der Spracheinstellungsforschung

Die Methoden der Spracheinstellungsforschung lassen sich in zwei grundlegende Gruppen einteilen. Einerseits in die quantitativen und andererseits in die qualitativen Methoden. Da im Zuge der vorliegenden empirische Untersuchung eine qualitative Herangehensweise gewählt wurde, werden an dieser Stelle nur kurz die wesentlichsten Unterscheidungen zwischen diesen beiden Typen von Methoden der Spracheinstellungsforschung betrachtet. Ab Kapitel 2.5 wird schließlich genauer auf die dieser Untersuchung zugrundeliegenden Methoden eingegangen. Die quantitativen Ansätze werden daher in der weiteren Folge dieser Arbeit keine bedeutende Rolle einnehmen, sondern vielmehr dazu dienen, um besondere qualitative Attribute herauszustellen bzw. abzugrenzen.

CASPER (2002) beschreibt, im Zusammenhang mit besagten Methoden, drei Gegensatzpaare:

- 1) Die erste Unterscheidung zeigt sich anhand der Art des Datenmaterials. Während die quantitativen Forschungsansätze die Realität quantifizieren und statistisch verarbeiten, wird in qualitativen Untersuchungen das Beobachtete verbalisiert und interpretiert (vgl. CASPER 2002: 195-196).
- 2) Die zweite Unterscheidung lässt sich an der Vorgehensweise festmachen. Während qualitative Methoden eher induktiv vorgehen, sprich vom Besonderen zum Allgemeinen, wird bei den quantitativen Methoden eher ein deduktives Vorgehen, also vom Allgemeinen zum Besonderen, gewählt (vgl. CASPER 2002: 196).
- 3) Die dritte Unterscheidung ergibt sich zum Teil aus den andersgearteten, in Punkt 2 beschriebenen Vorgehensweisen. Der quantitative Ansatz fokussiert dabei das Erklären, während die qualitativen Methoden das Verstehen in den Mittelpunkt rücken (vgl. CASPER 2002: 196).

2.2.3 Spracheinstellungserwerb und Schlüsselerlebnisse in der Sprachbiographie

Bevor der Spracheinstellungserwerb und die (sprach-)biographischen Schlüsselerlebnisse diskutiert werden, soll an dieser Stelle zunächst in aller Kürze erläutert werden, was mit (sprach-)biographischen Zugängen gemeint ist und worum es bei diesen geht. Eine ausführlichere Behandlung dieser Thematik findet sich in weiterer Folge in Kapitel 2.5.1 wieder.

Zusammengefasst kann man sagen, dass es bei biographischen Zugängen um das Interesse an der Subjektperspektive geht (vgl. BUSCH 2017: 31). Den sprachbiographischen Ansatz kann man in weiterer Folge als spezielle Form eines biographischen Vorgehens ansehen. Bei Sprachbiographien steht thematisch das Erleben von Sprachlichem im Vordergrund (vgl.

FRANCESCHINI 2002: 20). Die Erhebung sprachbiographischer Daten erfolgt dabei auf unterschiedlichste Weise. Dabei werden oft auch einzelne Erhebungsmethoden miteinander kombiniert. Es handelt sich dabei etwa um das sprachbiographische Interview, das Führen von Sprachlernbüchern oder das kollektive Bearbeiten persönlicher Spracherinnerungen (vgl. BUSCH 2011: 1). Ob nun in der sprachwissenschaftlichen oder in der im engeren Sinn sozialwissenschaftlichen Beschäftigung mit biographischem Material und unabhängig davon, wie die Daten erlangt werden, stellt sich vorab die Frage, welches Verständnis biographischen Zeugnissen zugrunde gelegt wird respektive welches Interesse im Vordergrund steht (vgl. BUSCH 2011: 1–2). TOPHINKE (2002) unterscheidet hierzu drei miteinander verbundene Konzepte von Sprachbiographie mittels denen sich individuelle und soziale Aspekte unterscheiden lassen. Sie benennt diese Sprachbiographie-Konzepte als: gelebte Geschichte, erinnerte Geschichte und sprachliche Rekonstruktion der Geschichte (vgl. TOPHINKE 2002: 1–2).

Ergänzend sei noch ein weiterer Begriff genannt, den man immer wieder in der Fachliteratur antrifft. Dabei handelt es sich um den Begriff ‚Spracherleben‘. Dieser bezieht sich darauf, wie Menschen in mehrsprachigen Lebenszusammenhängen ihre Sprachlichkeit wahrnehmen und bewerten und welche Erfahrungen und Gefühle oder Vorstellungen sie damit verbinden (vgl. BUSCH 2010: 58)

Doch nun zur eigentlichen Thematik dieses Kapitels. Im Bezug auf die Spracheinstellungsfor schung und den Einstellungserwerb ist wichtig zu klären, in welchem Alter Einstellungen eigentlich entstehen bzw. ab welchem Alter sie sich zu festigen beginnen. Grundsätzlich besteht ein allgemeiner Konsens darüber, dass Einstellungen in einem gesellschaftlichen und kulturellen Rahmen durch die Sprache vermittelt werden (vgl. CASPER 2002: 138). Dieser Prozess wird zunächst durch die primäre Sozialisation im Elternhaus angestoßen. In der sekundären Sozialisation, die vom Einfluss von FreundInnen, der Schule und Medien gekennzeichnet ist, verfestigen sich bestimmte Einstellungen und es werden neue dazugelernt (vgl. CASPER 2002: 138–139). Sämtliche nach diesen Sozialisationsphasen erworbenen Einstellungen können in ihrer affektiven sowie kognitiven Struktur leichter geändert werden, als jene, die im Zuge der Sozialisationsprozesse erlernt wurden. Aus diesem Grund werden in der Regel auch keine Personen unter 15 Jahren als ProbandInnen ausgewählt. Die Ausnahme bildet hier die Erforschung Prozesses des Einstellungserwerbs (vgl. CASPER 2002: 139). Dabei gilt es jedoch zu bedenken, dass das biologische Alter nicht gleichbedeutend mit dem sozialen Alter sein muss (vgl. MATTHEIER 1980: 46–47). Dies erkennt auch CASPER (2002) an und merkt dazu an:

Deswegen ist es sinnvoll, die zu untersuchenden Altersgruppen nicht so sehr nach mehr oder weniger willkürlich bestimmten ‚Generationen‘ auszuwählen bzw. einzuteilen, sondern nach markanten sozialen, kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Abschnitten zu bestimmen, die das generelle Wertesystem einer Gesellschaft oder unterschiedlicher Gruppen geprägt haben könnte (CASPER 2002: 139–140).

Da in der empirischen Untersuchung dieser Arbeit ein qualitativer Ansatz gewählt wurde, soll an dieser Stelle angemerkt werden, dass gerade die qualitativen Forschungsmethoden die Bedeutsamkeit der (Sprach-)Biographieforschung erkannt hat. So merkt etwa MAYRING (2016) an:

Die Analyse einzelner Lebensverläufe, die *Biografieforschung*, ist ein immer wichtiger werdendes interdisziplinäres Feld qualitativer Analyse [...]. In den unterschiedlichsten Bereichen [...] sucht man durch einzelne ausführliche Lebenslaufanalysen relevantere Erkenntnisse zu gewinnen als durch groß angelegte Repräsentativuntersuchungen“ (MAYRING 2016: 10 [Hervorhebung im Original]).

Dies trifft auch auf die vorliegender Arbeit zugrundeliegende empirische Untersuchung zu. Es geht dabei um die Ermittlung möglichst tiefschürfender sprachbiographischer Daten. Nur mit diesen wird es möglich sein, das erklärte Forschungsinteresse dieser Arbeit beantworten zu können. Eine statistische Repräsentativität soll dadurch nicht erzielt werden.

2.3 Problematiken der Einstellungs- bzw. Spracheinstellungsforschung

Die definitorischen Probleme im Bezug auf Einstellungen bzw. Spracheinstellungen wurden bereits in vorangegangenen Kapiteln⁴ aufgezeigt. Doch daneben existieren noch weitere Schwierigkeiten bei der Erfassung von (Sprach-)Einstellungen. Einige davon sollen an dieser Stelle angesprochen werden:

Einstellungen sind nicht direkt messbar

Obwohl Einstellungen sowohl als physisch und psychisch real angesehen werden, sind sie dennoch nichts Beobachtbares, sondern stets nur zu erschließen (vgl. HERMANN 2002: 71). Einstellungen sind also einer unmittelbaren Messung nicht zugänglich, sondern müssen durch ihre messbaren Indikatoren erfassbar gemacht werden. Zu diesen Indikatoren zählen unter anderem verbale Äußerungen oder bestimmte Verhaltensweisen (vgl. CASPER 2002: 150).

Einstellungen sind ein komplexes Gebilde

Neben der Einstellung selbst, die als zentrale Variable fungiert, treten noch diverse andere Variablen auf, wobei es umstritten ist, welche zu der eigentlichen Einstellung gehören und wie die einzelnen Faktoren, Variablen und Einstellungskomponenten kausal zusammenhän-

⁴ Zu finden in den Kapiteln 2.1.1 sowie 2.2.1.

gen. Dies wurde unter anderem bereits an der Diskussion Einkomponenten-Modell vs. Dreikomponenten-Modell deutlich (vgl. CASPER 2002: 150).

Selbsttäuschung

Es kann durchaus vorkommen, dass ein Mensch denkt, dass er eine bestimmte Einstellung hat, diese jedoch nicht mit seiner tatsächlichen, gleichgültig ob unter- oder vorbewussten, Einstellung identisch ist (vgl. RIEHL 2000: 143).

Einstellungen müssen nicht konstant sein

Bei Einstellungen besteht auch immer die Möglichkeit, dass sie sich, abhängig vom Kontext, verändern (vgl. RIEHL 2000: 143). So ist beispielsweise beobachtet worden, dass Einstellungen je nach Kommunikationspartner unterschiedlich formuliert werden (vgl. CASPER 2002: 151).

Einstellungen sind womöglich nicht „authentisch“

Besonders in Interviewsituationen oder Gruppendiskussionen kann die Gefahr der Verfälschung von Antworten bestehen. Es gilt in der Spracheinstellungsforschung als allgemein bekannt, dass gewisse Einstellungen zu Sprachen oder Sprechergruppen tabuisiert werden. Zudem kommt es gerade unter jungen ProbandInnen immer wieder vor, dass diese ihre Antworten nach der sozialen Erwünschtheit und / oder nach den vermuteten Erwartungen des / der Interviewenden bzw. des Untersuchungsleiters / der Untersuchungsleiterinnen ausrichten (vgl. CASPER 2002: 153).

Messvorschriften

Unabhängig von der jeweiligen Theorie sind Messvorschriften vorhanden, an die der Forscher / die Forscherin sich ausrichten muss, um die Gültigkeit der Messung (Objektivität, Reliabilität, Validität, Repräsentativität) zu gewährleisten (vgl. CASPER 150).

Zufällige und systematische Fehler

Sogenannte ‚zufällige Fehler‘ sind unsystematisch und gleichen sich in der Summe meistens aus. Die ‚systematischen Fehler‘ hingegen können die Ergebnisse verfälschen. Sie hängen mit der experimentellen Situation, den ProbandInnen und dem Versuchsleiter / der Versuchsleiterin zusammen. Dabei spielen unter anderem Anpassungsverhalten oder Opposition zu der von den Gewährpersonen vermuteten Meinung oder den Erwartungen des Versuchsleiters eine Rolle (vgl. CASPER 2002: 152-153).

Jede Erhebungsmethode bringt unterschiedliche Probleme

Wie bereits bekannt, unterscheidet man bei der Erhebung von Einstellungen methodisch grob zwei Gruppen. Die quantitativen sowie die qualitativen Verfahren. Jede diesen Verfahren angehörende Methode bringt gewisse Vorteile, aber auch Nachteile sowie Probleme mit sich. So sind beispielsweise direkte Untersuchungsverfahren massiv an die Untersuchungssituation und an die Selbsteinschätzung der ProbandInnen gebunden (vgl. STAHLBERG / FREY 1990: 148). Es ist daher entscheidend, sich bereits im Zuge der Methodenwahl potentielle Probleme eines Untersuchungsverfahrens bewusst zu machen.

Es werden nicht ausschließlich Sprechweisen beurteilt

Ein zusätzliches Problem, dass im Umgang mit Spracheinstellungsuntersuchungen zu den definitorischen Problemen hinzukommt ist, dass sich gezeigt hat, dass die ProbandInnen nicht nur eine Sprechweise beurteilen, sondern auch deren SprecherInnen und die Sprachgemeinschaft. Dies führt dazu, dass sich diese Beurteilungsobjekte oft nicht deutlich und manchmal überhaupt nicht voneinander trennen lassen (vgl. SIEBENHAAR 2000: 28).

2.4 (Sprach-)Einstellungen, Meinungen, Vorurteile & Stereotype

Grundsätzlich besteht, wie eben im vorangegangenen Kapitel erwähnt, ein allgemeiner Konsens darüber, dass Spracheinstellungen im Prinzip soziale Einstellungen bzw. Einstellungen zu SprecherInnengruppen sind. Zudem hat sich gezeigt, dass in zahlreichen vorgenommenen (Sprach-)Einstellungsmessungen, wie etwa bei dem semantischen Differential, eigentlich keine Einstellungen, sondern Vorurteile und Stereotype erfasst werden (vgl. CASPER 2002: 57). Dies ist im Besonderen dahingehend bedeutend, da es einige wichtige Unterschiede zwischen Einstellungen, Meinungen, Vorurteilen und Stereotypen gibt. Aus diesem Grund und deshalb, da diese Begriffe in der Praxis oft als Synonyme verwendet und mit der gleichen Methodik gemessen werden, ist es wichtig, in diesem Kapitel genauer auf die Unterscheidungen zwischen ihnen einzugehen (vgl. CASPER 2002: 58).

Zunächst soll geklärt werden, worin die Unterschiede zwischen ‚Einstellungen‘ und ‚Meinungen‘ bestehen. BAKER (1992: 14) sieht die Unterscheidung wie folgt: „[...] opinion can be defined as an overt belief without an affective reaction. In comparison, attitudes contain affective reactions“. Meinungen weisen demnach, im Gegensatz zu den Einstellungen, keine affektive, sondern lediglich eine kognitive Komponente auf.

Widmet man sich dem Begriff ‚Vorurteile‘, so lässt sich in der Literatur unter anderem folgende Definition von WATSON (1947) finden:

Vorurteile sind Urteile bzw. Aussageformen über Personen und Personengruppen, die falsch, voreilig, verallgemeinernd und klischeehaft sind, nicht an der Realität überprüft wurden, meist eine extrem negative Bewertung beinhalten und stark änderungsresistent, d.h. durch neue Informationen nur schwer oder kaum zu modifizieren sind und sich somit durch eine bemerkenswerte Stabilität auszeichnen (WATSON 1947, zitiert nach GÜTTLER 2003: 111).

Vorurteile werden häufig als Unterklasse sozialer Einstellungen angesehen und wohl auch deshalb in der Praxis oft als Synonyme letzterer verwendet (vgl. CASPER 2002: 58 und GÜTTLER 2003: 112). Wobei der Begriff ‚Vorurteile‘ dabei meist auf extrem negative Einstellungen beschränkt wird. Derartige Einstellungen betreffen in der Regel vordergründig Personen, Personengruppen, ethnische Minderheiten und soziale Sachverhalte wie beispielsweise Politik oder Religion. Es existieren durchaus auch extrem positive Einstellungen, die Kennzeichen eines Vorurteils aufweisen, jedoch werden diese nur äußerst selten der Kategorie Vorurteil angerechnet (vgl. GÜTTLER 2003: 112). Für ALLPORT (1954) bestehen Vorurteile aus Einstellungen und Meinungen, BIERHOFF / SCHREIBER (1988) hingegen sind der Ansicht, dass sie die affektive Komponente von stereotypen Einstellungen sind (vgl. CASPER 2002: 59).

Gemäß SOUKUP (2009) können Stereotype wie folgt definiert werden:

‘Stereotypes’ can be defined as group-oriented, tendentially oversimplified, undeifferentiated, and standardized images / beliefs / opinions shared by a collective. [...] Like beliefs, they are variously regarded as either a part of or a reference point for the cognitive component of attitudes, and thus the terms are also often used synonymously, particularly when emphasizing the sociocultural grounding of attitudes (SOUKUP 2009: 88).

QUASTHOFF (1973) definiert den Begriff ‚Stereotyp‘ wie folgt:

Ein Stereotyp ist der verbale Ausdruck einer auf soziale Gruppen oder einzelne Personen als deren Mitglieder gerichteten Überzeugungen. Es hat die logische Form eines Urteils, das in ungerechtfertigt vereinfachender und generalisierender Weise, mit emotional wertender Tendenz, einer Klasse von Personen bestimmte Eigenschaften oder Verhaltensweisen zu- oder abspricht (QUASTHOFF 1973: 28, zitiert nach HUNDT 1992: 5).

Nach GÜTTLER (2003: 113) wird die kognitive Komponente eines Vorurteils als Stereotyp bezeichnet. Stereotype bilden dabei ein vereinfachtes Bild der sozialen Umwelt ab, ein kognitives Schema, das eine effektive Informationsverarbeitung und schnelle Orientierung in der Umwelt möglich macht. Dieses Schema beruht allerdings auf fehlerhaften und formelhaften Denkprozessen. Dadurch werden neue Erfahrungen wenig objektiv und pseudorational verarbeitet (vgl. GÜTTLER 2003: 113). Ferner lassen sich zwei Konzepte von Stereotypen unterscheiden. Einerseits handelt es sich dabei um das Konzept des ‚Autostereotyps‘ und andererseits um jenes des ‚Heterostereotyps‘ (vgl. GÜTTLER 2003: 113). Beim Autostereotyp handelt es sich um das Bild, das die Mitglieder einer Gruppe von sich als Gruppe im Lauf der Zeit entwickeln. Dieses wird auch als Selbstbild einer Innengruppe bezeichnet. Das Heterostereo-

typ hingegen stellt das Fremdbild, das eine Ingroup über eine Outgroup und deren Mitglieder besitzt und als psychologische Realität auffasst, dar (vgl. GÜTTLER 2003: 140).

In diesem Zusammenhang muss angemerkt werden, dass Stereotype keinesfalls nur negativ konnotiert sein müssen, sondern auch positiv sein können. „Wenn Sie eine Gruppe mögen, wird ihr Stereotyp positiv sein; wenn Sie eine Gruppe nicht mögen, wird Ihr Stereotyp *vom selben Verhalten* negativ sein“ (ARONSON / WILSON / AKERT 2014: 476 [Hervorhebung im Original]).

Dennoch lassen sich selbstverständlich auch Gemeinsamkeiten zwischen Einstellungen, Vorurteilen und Stereotypen finden. So stellt etwa GÜTTLER (2003: 114) folgende Berührungspunkte zwischen Vorurteilen und Stereotypen her: „Beide sind sozial geteilte, stabile, konsistente, änderungsresistente, starre, rigide, inflexible Urteile über andere Personen, soziale Gruppen oder soziale Sachverhalte.“ Zudem merkt QUASTHOFF (1988) an, dass eine enge Verbindung in der Funktion von Einstellungen, Vorurteilen und Stereotypen besteht. Er zählt in diesem Zusammenhang drei Funktionen auf (vgl. CASPER 2002: 60):

- 1) Die kognitive Funktion, die der Wissens- bzw. Ökonomiefunktion von KATZ (1960) gleich kommt.
- 2) Die psychische Funktion („innerpsychic“), unter die vor allem das Bedürfnis der Individuen, sich und ihre Interessen zu schützen, fällt.
- 3) Die Erfüllung sozialer Bedürfnisse („social needs“). Hierbei tragen Vorurteile und Stereotype zur Bestimmung und Wahrung der sozialen Identität und des Status bei, indem sie als Mittel des Ausdrucks der Gruppenzugehörigkeit und der Abgrenzung von anderen Gruppen genutzt werden.

2.5 Die qualitative Sozialforschung

Nachdem die Grundlage der empirischen Untersuchung dieser Diplomarbeit die Erhebung subjektiver Daten darstellt, ist eine sorgfältige Beschäftigung mit dem Paradigma der qualitativen Sozialforschung unabdinglich. Nachdem eine Form des qualitativen Interviews als Erhebungs- und die qualitative Inhaltsanalyse nach MAYRING (2015) als Auswertungsmethode gewählt wurden, werden diesen beiden Themen jeweils eigene Kapitel gewidmet. In Bezug auf die qualitativen Interviews wird zudem beleuchtet, weshalb Interviews so gerne und oft genutzt werden, welche methodologischen Probleme sie mit sich bringen, welche sozialen Komponenten in Interviewsituationen mitspielen und welche Rolle der Interviewende als Erhebungsinstrument einnimmt. Zudem wird das narrative Interview vorgestellt. Zusätzlich

wird auf die, für diese Arbeit unverzichtbare, (Sprach-)Biographieforschung eingegangen. Doch zunächst zum Paradigma der qualitativen Sozialforschung.

Das Ziel der empirischen Sozialforschung, gleich ob quantitativ oder qualitativ, ist es, Aussagen über die Struktur und Beschaffenheit der uns umgebenden sozialen Wirklichkeit zu treffen (vgl. MISOCH 2015: 1). „Mit einer empirischen Untersuchung wird eine systematische und regelgeleitete Analyse eines bestimmten Wirklichkeitsausschnittes anhand des Einsatzes bestimmter Erhebungstechniken durchgeführt“ (MISOCH 2015: 1). Die Daten des Ausschnitts können dabei mittels reaktiver oder nicht-reaktiver Methoden erhoben werden (vgl. MISOCH 2015: 1). Die empirische Sozialforschung kann in zwei grundlegende Zugänge unterteilt werden. In den quantitativen einerseits und den qualitativen andererseits (vgl. MISOCH 2015: 1).

Verknappt gesagt, streben quantitative Zugänge an, möglichst statistisch auswertbare und verallgemeinerbare Aussagen treffen zu können. Die qualitative Forschung dagegen versucht ausgewählte soziale Phänomene einer gründlichen und differenzierten Analyse zu unterziehen und dies alles unter dem übergeordneten Ziel des verstehenden Nachvollziehens. Im Gegensatz zu den quantitativen Zugängen ist das Vorgehen dabei meist induktiv und hypothesen- und / oder theoriegenerierend (vgl. MISOCH 2015: 1–2). KALLMEYER (2005) unterscheidet die Begriffe ‚quantitativ‘ und ‚qualitativ‘ folgendermaßen:

Der Begriff ‚qualitativ‘ bezeichnet verstehend rekonstruierende, von der Beobachtung der Gegenstände angeleitete und auf die Typik der Gegenstände und nicht auf statistisch abgesicherte Repräsentativität ausgerichtete Verfahren, die insofern in Opposition stehen zu quantitativ messenden, nomothetisch abgeleiteten und experimentell überprüfenden Forschungsverfahren (KALLMEYER 2005: 978).

Qualitative und quantitative Ansätze werden immer wieder als sich ausschließend behandelt. Dies gilt es jedoch als kritisch zu betrachten, da beide Methoden dasselbe Ziel verfolgen, vertiefende Erkenntnisse über die uns umgebende soziale Realität zu gewinnen (vgl. MISOCH 2015: 3).

MISOCH (2015: 2–3) sieht die qualitative Forschung durch folgende Kriterien gekennzeichnet:

- Phänomene sollen aus der Sicht des Subjekts verstanden werden
- Subjektbezogene Forschung
- Differenzierte Beschreibung von Inhalten und Prozessen
- Ermittlung individueller Sichtweisen, Einstellungen, Motive, Bedürfnisse etc.
- Generierung von Hypothesen
- Erfassung der subjektiven Wirklichkeit und subjektiver Wirklichkeitstheorien

- Sinnverstehen und Sinnrekonstruktion
- Untersuchung unbekannter Felder bzw. Sachverhalte
- Erfassung von Selbstinterpretationen
- Herausarbeitung von manifesten und latenten Sinnstrukturen
- Repräsentativität im exemplarischen Sinne soll erreicht werden

Qualitative Ansätze führten lange Zeit ein Dasein im Schatten der quantitativen Ansätze. Erst seit den 1970er-Jahren sind sie wieder verstärkt präsent. Heute spielen sie in der Soziolinguistik vor allem in ethnographisch orientierten Untersuchungen und bei der Verwendung von Gesprächsanalysen in der interaktionalen Soziolinguistik eine Rolle (vgl. KALLMEYER 2005: 979).

Als Abschluss dieses Kapitels soll an dieser Stelle noch kurz auf einige Verfahren der qualitativen Forschung eingegangen werden:

Beobachtungsverfahren

Die teilnehmende Beobachtung stellt ein Schlüsselverfahren der Feldforschung dar. Sie zeichnet sich durch die Teilnahme am sozialen Leben der Population aus, welche sie untersucht. Durch die so vorgenommenen Beobachtungen sollen Interpretationen getroffen werden, die einen Einblick in soziale Zusammenhänge der zu untersuchenden Population ermöglichen (vgl. KALLMEYER 2005: 982–983).

Befragungsverfahren

Die qualitative Forschung nutzt im Gegensatz zur standardisierten Befragung offene Interviews. Dies hat den Sinn und Zweck, dass die ProbandInnen die Chance erhalten, für sie relevante Themenschwerpunkte zu setzen und ihre individuelle Sichtweise einzubringen. Der Interviewer / die Interviewerin nimmt sich dabei weitestgehend zurück und beschränkt sich auf Interessensbekundungen, Nachfragen und sofern nötig darauf, die Thematik mitzusteuern (vgl. KALLMEYER 2005: 984). Da für diese Diplomarbeit narrative Interviews als Erhebungsmethode ausgewählt wurden, wird auf die Thematik der Methode des Interviews im Kapitel 2.5.2 und dessen Unterkapiteln noch genauer eingegangen.

Analyseverfahren

Das mit Aufnahmen verbundene Datenmaterial der Befragungsverfahren ist zusammen mit den Feldaufnahmen das Rohmaterial für die Analyseverfahren. Die unterschiedlichsten Ansätze der Analyseverfahren weisen in Bezug auf die Analyse von Gesprächs- und Interview-

material die unterschiedlichsten Strategien auf. Was ihnen jedoch allen gemein ist, ist eine im technischen Sinne strikte Strukturanalyse ohne jede Kontextberücksichtigung. Das Ziel dabei ist, zu erfassen, was „wirklich“ im Material steckt (vgl. KALLMEYER 2005: 985-986).

Für die empirische Untersuchung dieser Arbeit wurde die qualitative Inhaltsanalyse nach MAYRING (2015) gewählt. Diese wird in Kapitel 2.5.3 näher beschrieben.

2.5.1 Zur (Sprach-)Biographieforschung

2.5.1.1 Biographieforschung

Die biographische M. beruht auf der grundsätzlichen Annahme, daß es möglich ist, die soziale Wirklichkeit durch die Analyse biographischen Materials und der darin enthaltenen Ereignissen [sic!], Bewertungen, Meinungen und Einstellungen zu rekonstruieren und zu erforschen. Grundlage dieser Annahme ist die Tatsache, daß menschliches Handeln weitgehend durch die objektiven sozialen Bedingungen bestimmt ist und diese sich daher in subjektiven Bewußtseinsphänomenen widerspiegeln (SCHÄFERS 2001: 224).

Lange Zeit fristete die Biographieforschung ein Schattendasein, da sie als unwissenschaftlich galt. Doch seit den 1970er-Jahren erlebt sie einen Aufstieg, ist mittlerweile weit verbreitet und erlebt seit den 1980er-Jahren einen regelrechten Boom (vgl. STEINERT 2008 a: 80).

Die Biographieforschung vereinigt alle sozialwissenschaftlichen Forschungsansätze bzw. Forschungsverfahren, die sich auf selbsterzählte Lebensgeschichten beziehen (vgl. STEINERT 2008 a: 78). Als biographische Methode versteht LAMNEK (2010: 605) „die Auswertung von persönlichen Dokumenten (Tagebücher, Briefe, Memoiren, Autobiografien, Zeugenaussagen etc.) oder die Rekonstruktion von Lebensläufen (durch Befragung) [...]“. Entscheidend dabei ist, dass die zur Auswertung vorliegenden Dokumente „für das Erkennen der psychischen Haltung und der Motivation der zu erforschenden Person bedeutsam sind, dass sie Einblick in fremde seelische Zustände geben, die das Verhalten des Einzelnen im Gruppenleben bestimmen“ (SZCZEPANSKI 1962, zitiert nach LAMNEK 2010: 606). Dabei muss allerdings eine Unterscheidung zwischen Biographie und Lebenslauf getroffen werden. Während der Lebenslauf die Folge faktischer Lebensereignisse repräsentiert, interpretiert die Biographie den Verlauf eben dieses Lebenslaufes (vgl. STEINERT 2008 a: 78 und LAMNEK 2010: 606). Zudem gilt es zu beachten, dass in der Biographieforschung nicht das Individuum das vorrangige Thema ist, sondern das soziale Konstrukt der Biographie (vgl. STEINERT 2008 a: 78).

Des Weiteren ist es bedeutend festzuhalten, dass es nicht *die eine* biographische Forschungsmethode in den Sozialwissenschaften gibt. Genauso wenig existiert eine Disziplin, die sich einzig und allein mit biographischer Forschung befasst oder sie für sich alleine beanspruchen

könnte. Vielmehr findet sich die Biographieforschung in vielen unterschiedlichen Forschungsdisziplinen und -methoden wieder (vgl. STEINERT 2008 a: 78).

2.5.1.2 Sprachbiographieforschung

Bis dato hat sich zur Thematik der Sprachbiographie noch keine spezifische, einschlägige Literatur herausgebildet (vgl. FRANCESCHINI 2001: 112). Zudem gilt es zu beachten, dass das Kompositum ‚Sprachbiographie‘ keinen sprachwissenschaftlichen Terminus darstellt (vgl. TOPHINKE 2002: 1). Doch was ist Sprachbiographie dann? TOPHINKE (2002) definiert sie wie folgt:

Sprachbiografie dient in einem vorwissenschaftlichen Sinne dazu, den Sachverhalt zu bezeichnen, dass Menschen sich in ihrem Verhältnis zur Sprache bzw. zu Sprachen und Sprachvarietäten in einem Entwicklungsprozess befinden, der von sprachrelevanten lebensgeschichtlichen Ereignissen beeinflusst ist (TOPHINKE 2002: 1 [Hervorhebung im Original]).

FRANCESCHINI (2004: 124) beschreibt Sprachbiographien als „das interaktive Produkt einer autobiographischen Erzählung, das aus einer spezifischen Erhebungsart hervorgeht und das als zentrales Thema den Erwerb der eigenen Sprache hat.“

Die Möglichkeiten der Erhebungsmethoden sprachbiographischer Daten sind mannigfaltig und werden oft auch miteinander kombiniert. Zu ihnen zählen beispielsweise das sprachbiographische Interview oder das Führen von Sprachlerntagebüchern (vgl. BUSCH 2011: 1). Eine sprachwissenschaftliche Beschäftigung mit biographischem Material setzt jedoch voraus, dass man sich zunächst, unabhängig davon, auf welche Art und Weise die Daten gewonnen werden, die Frage stellt, welches Verständnis biografischen Zeugnissen zugrunde gelegt wird oder anders ausgedrückt, welches Interesse im Vordergrund steht (vgl. BUSCH 2017: 31). TOPHINKE (2002) nennt in diesem Zusammenhang drei unterschiedliche Konzepte zum Terminus der Sprachbiographie:

Einmal kann die gelebte Geschichte des Erwerbs von Sprache(n) und Sprachvarietäten, der Sprachpraxis und Spracheinstellungen gemeint sein, die ihren spezifischen sprachlichen und sozialen Kontext hat. Um Sprachbiografie geht es zum anderen im Falle einer rein erinnernden Rekonstruktion der sprachbiografisch relevanten Erfahrungen. Schließlich kann Sprachbiografie die sprachliche Rekonstruktion einer Sprachbiografie bezeichnen, die schriftlich oder mündlich realisiert werden kann (TOPHINKE 2002: 1).

Diese drei Konzepte erfassen individuelle und soziale Aspekte auf unterschiedliche Weise. Untenstehende Abbildung (Abbildung 2) bietet einen Überblick über diese Aspekte und deren Zuordnung zu den Konzepten TOPHINKES (2002):

	INDIVIDUELLER ASPEKT	SOZIALER ASPEKT
SPRACHBIOGRAFIE ALS GEBLTE GESCHICHTE	Individuelle gelebte Geschichte des Erwerbs von Sprache(n) und Sprachvarietäten, der Sprachpraxis und der Einstellungen zu Sprache	vollzieht sich im Kontext von Sprachen und Sprachvarietäten, sozialen Sinnschemata und Ordnungsstrukturen, gesellschaftlichen Relevanzsetzungen und sprachlichen Anforderungen
SPRACHBIOGRAFIE ALS ERINNERTE GESCHICHTE	Erinnernde (rein kognitive) Rekonstruktion sprachbiografisch relevanter Ereignisse und Erfahrungen	ist beeinflusst von sozialen Sinnschemata; wird als kognitive Rekonstruktion sozial-kommunikativ nicht präsent
SPRACHBIOGRAFIE ALS SPRACHLICHE REKONSTRUKTION DER GESCHICHTE	Sprachliche Rekonstruktion einer Sprachbiografie unter Rekurs auf Erinnerungen, Quellen, ...	erfolgt unter funktionaler Einbindung in ein sozial-kommunikatives Geschehen

Abbildung 2: Sprachbiographie – Konzepte sowie individuelle & soziale Aspekte (TOPHINKE 2002: 2)

TOPHINKE (2002) gibt jedoch zu bedenken, dass im Kontext sprachwissenschaftlicher Überlegungen die Möglichkeiten der Auseinandersetzung in Bezug auf die gelebte und auch erinnerte Geschichte begrenzt sind, da sie sich der wissenschaftlichen Beobachtung und Analyse entziehen (vgl. TOPHINKE 2002: 12). Dies liegt im Falle der gelebten Geschichte daran, dass diese als lebensgeschichtlicher Entwicklungsprozess nicht beobachtbar und somit eine anzunehmende und allenfalls indirekt zugängliche Tatsache ist (vgl. TOPHINKE 2002: 3). In Bezug auf die erinnerte Geschichte liegt dies daran, dass diese als Ergebnis einer kognitiven Aktivität nicht beobachtbar ist (vgl. TOPHINKE 2002: 6). Somit ist nur die sprachliche Rekonstruktion der Sprachbiographie beobachtbar und kann dadurch Gegenstand weitergehender sprachwissenschaftlicher Forschungen sein (vgl. TOPHINKE 2002: 12).

Zuletzt sei angemerkt, dass es bei der Biographieforschung nicht ausschließlich darum geht, was erzählt wird, sondern vor allem auch darum, wie und weshalb etwas erzählt oder, und dies ist sehr wichtig, nicht erzählt wird. Sprich, wie einem Ereignis durch das Erzählen bzw. das Nicht-Erzählen eine bestimmte Bedeutung beigemessen wird (vgl. BUSCH 2017: 33). Busch (2017) versteht biografische Interviews oder autobiografische Textsorten demnach als:

Produktionen [...], die in ein komplexes Netz von Bezügen eingebunden sind: zu den situativen Kontexten und Bedingungen ihrer Entstehung, zu den lebensgeschichtlichen und lebensweltlichen Erfahrungshorizonten der Erzählenden und zu historisch-gesellschaftlichen Formationen, in die subjektives Erleben eingebettet und von denen es durchdrungen ist (BUSCH 2017: 33).

Diese zahlreichen Bezüge offenzulegen ist eines der wichtigsten Begehren der Biographieforschung (vgl. BUSCH 2017: 34).

2.5.2 Das (qualitative) Interview

Interviews stellen eine besondere Form der qualitativen Datenerhebung dar, da bei ihnen die forschungsrelevanten Daten mündlich erhoben werden. Beim Interview handelt es sich um eine Forschungsmethode, die gerne und oft angewandt wird, dies liegt vermutlich daran, da es aufgrund ihrer Nähe zum Alltagsgespräch als „schlichte“ Methode erscheint. Da Interviews allerdings in der Regel einseitig, der Forscher / die Forscherin hört zu und der / die Befragte erzählt, ablaufen unterscheiden sie sich doch grundlegend von der Alltagskommunikation. (vgl. MISOCH 2015: 13).

Im Hinblick auf den Strukturierungsgrad von Interviews differenziert MISOCH (2015) Nachfolgende Typen (siehe auch Abbildung 3):

1) Standardisierte Interviews

Beim standardisierten Interview sind sowohl die Fragen, deren Reihenfolge als auch die Antwortoptionen bereits vorgegeben. Der / Die Interviewende ist dabei strengstens angehalten, sich an diese Vorgaben zu halten. Diese Art der Interviews wird in der quantitativen Sozialforschung angewandt (vgl. MISOCH 2015: 13).

2) Halboffene oder semi-strukturierte Interviews

Dieser Form der Interviews liegt ein Leitfaden zugrunde. Auf diesem befinden sich die relevanten Themen und Fragestellungen. Die Reihenfolge der Themen sowie die Antwortmöglichkeiten sind darauf jedoch nicht zu finden und die ProbandInnen können frei antworten. Es müssen jedoch sämtliche relevanten Themen angesprochen werden, damit ein Vergleich der Daten sichergestellt werden kann (vgl. MISOCH 2015: 13–14).

3) Offene-, unstrukturierte-, narrative Interviews

Diese Art der Interviews benutzt weder einen Fragebogen noch einen Leitfaden. Das Ziel dieser Methode liegt darin, dass die Befragten für sie relevante Themen selbst ansprechen. Die ProbandInnen haben daher eine deutlich höhere Kontrolle über den Interviewprozess als bei den zwei vorherigen Methoden. Der / die Interviewende hat hier vor allem dafür zu sorgen, dass eine themenspezifische Erzählung angeregt wird. Bei allen Freiheiten gibt es dennoch auch hier ein Überthema, das als Dach der Narration dient. Die Befragten können dann innerhalb dieses Rahmens bestimmte Schwerpunkte setzen (vgl. MISOCH 2015: 14).



Abbildung 3: Interviews differenziert nach Strukturierungsgraden (MISOCH 2015: 14)

Als für die qualitative Sozialforschung relevante Methoden haben sich die semi-strukturierten und narrativen Interviews erwiesen (vgl. HOPF 1995: 177). Dabei ist allerdings zu beachten, dass diese nicht immer eindeutig voneinander abzugrenzen sind (vgl. MISOCH 2015: 14).

Abschließend sei an dieser Stelle noch STEINERTS (2008 b) Definition qualitativer Interviews angeführt:

Die besondere Zielstellung des qualitativen Interviews besteht darin, umfassende Gedanken befragter Personen und deren Strukturen und Muster auf ein bestimmtes Thema bezogen in Zusammenhängen zu erfassen. Das mündlich und persönlich durchgeführte Interview eignet sich dafür am besten und wird auch am häufigsten angewandt (STEINERT 2008 b: 139).

2.5.2.1 Weshalb gerade Interviews?

Interviews werden deshalb so gerne und häufig durchgeführt, da sie mit einigen Vorteilen verbunden sind, die andere Methoden so nicht aufweisen können. Vergleicht man sie beispielsweise mit der ethnografisch teilnehmenden Beobachtung oder der Dokumentation authentischer Alltagspraxis in Form von Audio- und Videoaufnahmen, so erlauben Interviews folgende Aspekte (vgl. DEPPERMAN 2013):

1) Zielgerichtete Erfassbarkeit

Im Gegensatz zu anderen Datenquellen, die primär der Handlungslogik des Untersuchungsfeldes folgen, folgt das Interview jener der UntersucherInnen. Daher gestaltet sich bei den anderen Datenquellen die Auswahl der relevanten Daten deutlich schwieriger, da eine deutlich größere Menge an Material gesichtet werden muss, während es das Inter-

view ermöglicht, gezielt für das Forschungsvorhaben interessanten Informationen zu erfragen (vgl. DEPPERMAN 2013).

2) Ökonomie der Erhebung

Der Zeitrahmen, den Interviews benötigen, ist ungleich geringer als jener von Methoden, die von den ForscherInnen fordern, sich auf lange und unkalkulierbare Prozesse der Datenerhebung einzulassen (vgl. DEPPERMAN 2013).

3) Stichprobenziehung

Aufgrund der verringerten Ökonomie und der geringeren Zugangshürden im Vergleich zu anderen Methoden können mittels Interviews größere Stichproben erhoben werden (vgl. DEPPERMAN 2013).

4) Vergleichbarkeit

Im Vergleich zu nicht-elizitierten Daten bieten Interviews eine hervorragende Vergleichbarkeit. Diese wird durch das systematische Sampling und die Möglichkeit, allen ProbandInnen die gleichen Fragen zu stellen gewährleistet. Dadurch wird ermöglicht, Daten zu sammeln, die für die gleichen Fragestellungen relevant sind (vgl. DEPPERMAN 2013).

5) Einsicht in sonst verschlossene Praxisbereiche

Die Interviewsituation bringt die Möglichkeit mit sich, dass Gewährpersonen persönliche Auskünfte geben können, die etwa einer Beobachtung nicht oder nur unter hohem Aufwand zugänglich gewesen wären (vgl. DEPPERMAN 2013).

6) Historisch-biographische Dimensionen

Historische und biographische Ereignisse und Prozesse würden in der Regel aufwändige Längsschnittstudien erfordern und können mithilfe des Interviews in kondensierter Form erfasst werden (vgl. DEPPERMAN 2013).

7) Subjektive Sinngebung der Gewährpersonen

Diese ist der direkten Beobachtung nicht oder zumindest nicht hinreichend explizit zugänglich. In Interviews können sie allerdings direkt erfragt werden (vgl. DEPPERMAN 2013).

8) Direkter Zugriff auf Makrostrukturen

Interviews bieten einen direkteren Zugriff auf größere soziale Strukturen, die als solche abstrakter, in ihren typischen, regelmäßigen und generell verbreiteten Merkmalen beschrieben werden können als bei vielen anderen Methoden (vgl. DEPPERMAN 2013).

Diese Vorteile dürfen jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass Interviews nicht für jede Fragestellung die geeignete Methode darstellen. Ob sie geeignet sind, muss stets auch davon abhängig gemacht werden, welches Verständnis des zu untersuchenden Gegenstands vorliegt und zu welcher Art von Wirklichkeit Interviews einen Zugang gewähren (vgl. DEPPERMAN 2013).

2.5.2.2 Methodologische Probleme des Interviews

Neben den in Kapitel 2.5.2.1 genannten Vorzügen der Methode des Interviews existieren selbstverständlich auch gewisse methodologische Probleme, die diese Methode mit sich bringt bzw. Kritikpunkte an ihr.

DEPPERMAN (2013) führt diesbezüglich folgende Punkte an:

1) Reaktivität der Erhebung

Dieser Störfaktor wird bereits seit den 1950er-Jahren diskutiert. Unter Reaktivität der Erhebung versteht man die Beeinflussung von Antworten durch soziale Erwünschtheit bzw. das Verhalten der ProbandInnen, dem Forscher bzw. der Forscherin möglichst „passende“ Antworten zu geben (vgl. DEPPERMAN 2013).

2) Differenz zwischen Handeln und Kognition und dem Berichten darüber

Kognitionswissenschaftliche und autobiographische Forschungen haben gezeigt, dass ein einfacher Rückschluss vom Gesagten auf Kognitionen nicht möglich ist. Zudem spielen in manchen Interviewsituationen die begrenzten Explikationsfähigkeiten der ProbandInnen eine nicht zu unterschätzende Rolle. Es gilt also zwischen der Wirklichkeit, auf die sich die Interviewaussagen bezieht, und den Interviewaussagen selbst zu unterscheiden, denn zwischen diese beiden schieben sich vielfältige Prozesse der selektiven Encodierung und Filterung, der nachträglichen Reinterpretation und der diskursiven Überformung durch soziale Darstellungskonventionen (vgl. DEPPERMAN 2013).

3) Sozialwissenschaftlich präformierte Daten

Durch das Auswahlverfahren der ProbandInnen werden diese von vornherein in Bezug auf eine Identität angesprochen, die bestimmte Relevanzen und Erwartungen setzt. Die muss allerdings in keiner Weise mit der für die Gewährpersonen alltagsrelevanten Identität übereinstimmen (vgl. DEPPERMAN 2013).

4) Nicht-Natürlichkeit und fragliche ökologische Validität

Interviewsituationen stellen für die meisten Menschen Ausnahmesituationen dar. Kaum jemand wird es gewohnt sein, lange biographische Erzählungen zu präsentieren und dabei kaum eine Rückmeldung seitens des Hörers / der Hörerin zu erhalten. Deshalb ist nicht unbedingt anzunehmen, dass die ProbandInnen in Interviews die gleichen kommunikativen Praktiken einsetzen, die sie auch im Alltag verwenden (vgl. DEPPERMAN 2013).

MISOCH (2015) sieht als die am häufigsten auftretenden Probleme im Zusammenhang mit der Methode der Interviews folgende an:

1) Leitfadenbürokratie

In Leitfadeninterviews ist es entscheidend, dass eine Balance zwischen sich an den Leitfaden halten und sich vom ihm lösen können gefunden wird. Klammert man sich zu sehr an ihn, so führt dies zu einer Einschränkung der Reichweite des Interviews, spontane Reaktionen werden verschenkt und der Kontakt zwischen ProbandIn und InterviewerIn bleibt oberflächlich. Löst man sich jedoch zu sehr vom Leitfaden, so kann dies dazu führen, dass die Interviews unvergleichbar werden (vgl. MISOCH 2015: 220).

2) Fehlende Neutralität

Die Fragen an die InformantInnen sollten neutral formuliert werden und es gilt darauf zu achten, dass durch Intonationen in der Frageformulierung keine Bedeutung mitschwingt (vgl. MISOCH 2015: 222).

3) Einfachheit der Fragen

Ein basales, aber dennoch potentiell schwerwiegendes Problem. Es gilt, nie mehr als eine Frage auf einmal zu stellen, da ein anderes Frageverhalten dazu führen könnte, dass die Befragten nicht sicher sind, auf welche Frage sie antworten sollen oder der Interviewer / die Interviewerin nicht eindeutig feststellen kann, auf welche Frage geantwortet wurde (vgl. MISOCH 2015: 222–223).

4) Geschlossene Fragen

Die Formulierung von geschlossenen Fragen verhindert eine detaillierte Aussage der InformantInnen. Somit erhält der Forscher / die Forscherin lediglich Zustimmung oder Ablehnung, nicht jedoch Einsicht in die Motive der Befragten. Das Interview bleibt somit oberflächlich (vgl. MISOCH 2015: 223).

5) Belehrungen und Bewertungen

Merkt man als Forschender / Forschende, dass Aussagen objektiv falsch sind, so sollten diese, sofern sie für die Forschungsfrage irrelevant sind, unkommentiert bleiben, da ansonsten eine angenehme Kommunikationssituation nachhaltig verhindert werden könnte. Ist die Information für die Forschungsfrage jedoch von Interesse, so sollte man die betreffenden Aussagen hinterfragen. Dies sollte jedoch so geschehen, dass es für die Befragten keinen Affront darstellt und deren Vertrauen nicht erschüttert (vgl. MISOCH 2015: 224).

6) Informationen verschenken

Dies betrifft vor allem unerfahrene Interviewende. Oftmals wird auf interessante Inhalte der ProbandInnen nicht ausreichend weiterführend eingegangen und es werden somit potentiell gehaltvolle Informationen vergeben (vgl. MISOCH 2015: 226).

7) Weiterverfolgung unergiebigiger Themen

Es kann immer wieder vorkommen, dass Gewährpersonen zu ausführlich auf Themen eingehen, die nicht von Forschungsinteresse sind. Hier ist es von Bedeutung, dass man als Interviewender / Interviewende diese Themen nicht weiterverfolgt, sondern sanft auf die eigentliche Forschungsfrage zurückführt (vgl. MISOCH 2015: 226).

8) Verletzung der Vertraulichkeit

Eines der, wenn nicht sogar das schwerwiegendste Fehlverhalten bei der Durchführung qualitativer Interviews. Es muss unbedingt vermieden werden, Informationen aus vorangegangenen Interviews preiszugeben, die bestimmte Personen identifizierbar machen. Eine Verletzung dieses Prinzips wird die Vertrauensbasis zwischen den Befragten und dem Forscher / der Forscherin nachhaltig verletzen. Dies könnte dazu führen, dass ProbandInnen Informationen zurückhalten, da sie befürchten, dass diese an andere Personen weitergegeben werden könnten (vgl. MISOCH 2015: 228).

Auch DRESING / PEHL (2013) sprechen potentielle Probleme in Verbindung mit der Methode des Interviews an:

1) Emotionales Antwortverhalten

Überraschendes, besonders emotionales Antwortverhalten erfordert ein besonders gutes Zuhören seitens des / der Interviewenden. Dennoch muss und darf man sich als InterviewführerIn in solchen Situationen abgrenzen, da man nicht dazu geeignet ist, tiefgehende emotionale Probleme mit den ProbandInnen aufzuarbeiten (vgl. DRESING / PEHL 2013: 15).

2) Therapeutisches Setting

Im Zuge einer Interviewsituation kann es immer wieder vorkommen, dass ProbandInnen nach Lösungen zurückfragen werden. Hier muss der / die Interviewende ein gutes Gespür dafür aufbringen, wie mit solchen Situationen umzugehen ist und wann er / sie sich abgrenzt, da das Gespräch ansonsten schnell in eine Art therapeutisches Gespräch abdriften kann (vgl. DRESING / PEHL 2013: 15).

3) Zu geringes oder zu ausgiebiges Antwortverhalten

Variationen in der Quantität des Antwortverhaltens können in Interviewsituationen zu einem Problem werden. Hier ist der / die Interviewende besonders gefragt, den Probanden / die Probandin wertschätzend beim Thema zu halten (vgl. DRESING / PEHL 2013: 15–16).

4) Störungen

Gerade die Methode des Interviews ist besonders anfällig, wenn es um potentielle Störungen aller Art geht (Klingelnde Handys, Lach- oder Hustenanfälle, das Aufnahmegerät streikt etc.) (vgl. DRESING / PEHL 2013: 16).

5) Sprache

Vor Beginn des Interviews gilt es zu klären, ob sich die GesprächspartnerInnen sprachlich auf dem gleichen Wissensstand befinden und wie mit Situationen umgegangen wird, in denen Begriffe oder auch Sprachvarietäten auftauchen, die von einem der Beteiligten nicht verstanden werden (vgl. DRESING / PEHL 2013: 16).

Selbstverständlich treffen nicht sämtliche oben genannten methodologischen Probleme auf alle Interviewsituationen zu und in vielen Fällen können einige von diesen sogar produktiv erkenntnisgenerierend gewendet und als mitkonstruierende Faktoren der Interviewinteraktion verstanden werden (vgl. DEPPERMAN 2013).

2.5.2.3 Das Interview und seine soziale Komponente

Jede Befragung stellt eine spezifische und soziale Situation dar. Dazu gehören nicht nur die Menschen, die miteinander sprechen, sondern auch die jeweilige Umgebung. Von sozialer Situation ist selbst dann zu sprechen, wenn jemand für sich allein auf einen schriftlichen Fragebogen Antwort gibt oder wenn er telefonisch befragt wird. Gegenseitige Erwartungen, Wahrnehmungen aller Art beeinflussen Verhalten und verbale Reaktion (ATTESLANDER 2010: 112).

Interviewsituationen stellen demnach nicht bloß reine Interaktionen des Informationsaustausches dar, sondern sind stets mit einer sozialen Komponente verknüpft. Dies trifft, wie MISOCH (2015: 217) konstatiert, im Besonderen auf die Durchführung qualitativer Interviews zu, da diese in einer sozialen Situation stattfinden, die durch Kommunikationsbereitschaft, Vertrauen und Offenheit geprägt sein sollte. Der / die Forschende und der / die Befragte gehen während des Forschungsprozesses eine temporäre soziale Beziehung ein. Eine derartige soziale Beziehung ist im Kontext einer qualitativen Datenerhebung in ihrer Dauer begrenzt, da sie sich auf den Zeitraum des Interviews bzw. auf den Zeitraum, in dem der Proband / die Probandin Teil des untersuchten sozialen Feldes ist, beschränkt (vgl. MISOCH 2015: 217–218).

Innerhalb dieser sozialen Beziehung orientieren sich die beteiligten Personen in ihrem Verhalten aneinander. Das bedeutet, dass sowohl der / die Forschende als auch der / die Interviewte ihr Verhalten in einer Interviewsituation am jeweiligen Gegenüber ausrichtet. So muss sich etwa der Forscher / die Forscherin am Sprachstil des / der Befragten orientieren. Damit ist gemeint, dass etwa die Verwendung von Fachbegriffen sowie Fremdwörtern zu vermeiden ist, sofern der Informant / die Informantin keinen ausgeprägten „elaborierten Code“ verwendet. Doch auch der / die Interviewte wird sein / ihr Verhalten, ob bewusst oder unbewusst, an das Gegenüber anpassen (vgl. MISOCH 2015: 218).

DEPPERMAN (2013) sieht den Schlüssel des sozialen Aspekts einer Interviewsituation in der Selbst- und Fremdpositionierung verortet:

Selbst- und Fremdpositionierung sind der Schlüssel zu den Beziehungsstrukturen und Identitätsaspekten, die lokal im Interview hergestellt und relevant gemacht werden. Für eine Sozialwissenschaft, die an der Rekonstruktion sozialer Beziehungen und Identitäten interessiert ist, ist es daher unerlässlich, die Ebene des sozialen Handelns im Interview analytisch in den Blick zu nehmen. Nur wenn Interviews als soziales Handeln begriffen werden, können die propositionalen Aussagen im Interview in ihrer besonderen Selektivität, spezifischen Formulierung und ihrer funktionalen Motivation für und durch dieses Handeln verstanden werden (DEPPERMAN 2013).

ATTESLANDER (2010: 112) gibt jedoch zu bedenken, dass eine Totalkontrolle der sozialen Situation Interview nicht möglich ist. Aus diesem Grund erweist es sich als überaus wichtig, vorab zu klären, welche Faktoren bestmöglich kontrolliert werden sollten.

2.5.2.4 Der / die Interviewende als Erhebungsinstrument

Untersuchungen haben einen Einfluss des Forschers / der Forscherin auf die Ergebnisse von Studien in standardisierten quantitativen Befragungen nachgewiesen. In der quantitativen Sozialforschung spricht man bei diesem Effekt von einem nicht-intendierten Einfluss auf die Datenqualität bzw. vom interviewer effect. In der qualitativen Sozialforschung verstärken sich diese Effekte nochmals, da der / die Forschende selbst zum zentralen Erhebungsinstrument wird (vgl. MISCH 2015: 199–200). Nachdem allerdings die zentrale Aufgabe des / der Interviewenden darin besteht, eine intensive Beziehung zu den Befragten herzustellen, um dadurch die bestmögliche Interviewatmosphäre herzustellen, sodass tiefe und authentische Daten erhoben werden können, kann das Ziel qualitativer Datenerhebung somit nicht im Vermeiden von InterviewerInneneffekten liegen, sondern in einem angemessenen, reflektierten und kontrollierten Umgang mit der Rolle von Subjektivität und der Einflussnahme des / der Interviewenden im Bezug auf den qualitativen Forschungsprozess (vgl. MISCH 2015: 200).

Obwohl bis dato keine ausreichende Datenbasis zum InterviewerInneneinfluss in qualitativen Erhebungen vorliegt, kann aufgrund der zentralen Rolle des / der Interviewenden davon ausgegangen werden, dass der Einfluss von ihm / ihr beträchtlich ist. Diese mannigfaltige Einflussnahme des / der Interviewenden in qualitativen Forschungen wird als researcher impact oder auch als interviewer impact bezeichnet. Dabei sind alle Stufen des Forschungsprozesses von diesen Einflüssen betroffen (vgl. MISCH 2015: 201):

1) Vorurteile und Vorwissen

Mögliche existente Vorurteile und das Vorwissen des Forschers / der Forscherin müssen im Vorfeld der Untersuchung bewusst gemacht werden, da sie sowohl das Untersuchungsdesign sowie auch den gesamten Prozess der Datenerhebung und -auswertung beeinflussen (vgl. MISCH 2015: 201).

2) Epistemologischer Einfluss

Die Auswahl der Forschungsfrage und der anzuwendenden Theorien und Methoden zur Durchführung der empirischen Studien sind nicht ausschließlich auf inhaltliche Gründe zurückzuführen, sondern auch auf die Person des / der Forschenden und dessen / deren Forschungserfahrung und -ausrichtung (vgl. MISCH 2015: 201).

3) Datenqualität

Der / die Forschende nimmt durch seine / ihre Person, Ausstrahlung und Art zu kommunizieren maßgeblich Einfluss auf die Interviewsituation und somit auch auf die erhobenen Daten. Als relevante Faktoren gelten diesbezüglich z. B. Geschlecht, Hautfarbe, Stimme, Alter und unterschwellige Meinungen und Einstellungen, die die soziale Interaktion unbewusst beeinflussen (vgl. MISOCH 2015: 201).

4) Datenauswertung

Nachdem der / die Forschende entscheidet, welche Interviewpassagen relevant sind und welche nicht, welche Kategorien anzuwenden sind und welche Schlüsse aus den Daten gezogen werden, bleibt auch dieser Prozess nicht vom ihm / ihr unbeeinflusst (vgl. MISOCH 2015: 202).

Dieser nicht zu unterschätzende, von der Konzeption bis zur Auswertung reichende Einfluss des forschenden Subjekts und die davon abgeleiteten Erkenntnisse machen es für die qualitative Forschung unverzichtbar, bei empirischen Studien den potentiellen Einfluss dieser Subjektivität stets im Blick zu behalten und diesen zu jedem Zeitpunkt der Projektdurchführung kritisch zu reflektieren (vgl. MISOCH 2015: 202).

2.5.2.5 Das (sprachbiographisch akzentuierte) narrative Interview

Das narrative Interview stellt eines der zentralen methodischen Erhebungsverfahren der qualitativen Sozialforschung dar (vgl. KÖNIG 2014: 66). Dabei folgt es jedoch nicht dem sonst für andere Arten des Interviews üblichen Frage-und-Antwort-Schema, sondern die ProbandInnen werden gebeten, die „Geschichte“ eines Gegenstandsbereichs in einer Stegreiferzählung darzustellen. Eine Stegreiferzählung ist eine spontane und unvorbereitete Erzählung, die nicht vorgeprägt und vorgeplant ist, sondern aufgrund eines besonderen Anlasses aus dem Stand heraus erzählt wird. (vgl. HERMANN 1995: 182–183).

Den Kern eines narrativen Interviews bildet die Erzählung der Geschichte eines Ereigniszusammenhangs oder anders ausgedrückt, die Erzählung einer selbsterlebten Geschichte. Diese Erzählung erfolgt eben mittels dieser Stegreiferzählung. Dieser eben angesprochene Kern respektive Hauptteil des narrativen Interviews besteht demzufolge aus der Erzählung selbsterlebter Ereignisse durch die ProbandInnen. Dem / der Interviewenden kommt dabei die Aufgabe zu, die Befragten, mittels einer erzählgenerierenden Anfangsfrage dazu zu bewegen, die Geschichte des vom Forschungsinteresse geleiteten Gegenstandsbereichs als eine zusammenhängende Geschichte aller relevanten Ereignisse vom Beginn bis zum Ende zu erzählen.

In diesen Erzählungen werden vergangene Erlebnisse, Erfahrungen und Erkenntnisse rekonstruiert und in einen Zusammenhang gebracht. Somit wird aus der gegenwärtigen Erinnerung ein Strom vergangener und aktueller Ereignisse abgebildet (vgl. HERMANN 1995: 183).

Den Ablauf eines narrativen Interviews zeigt die nachfolgende Abbildung 4:

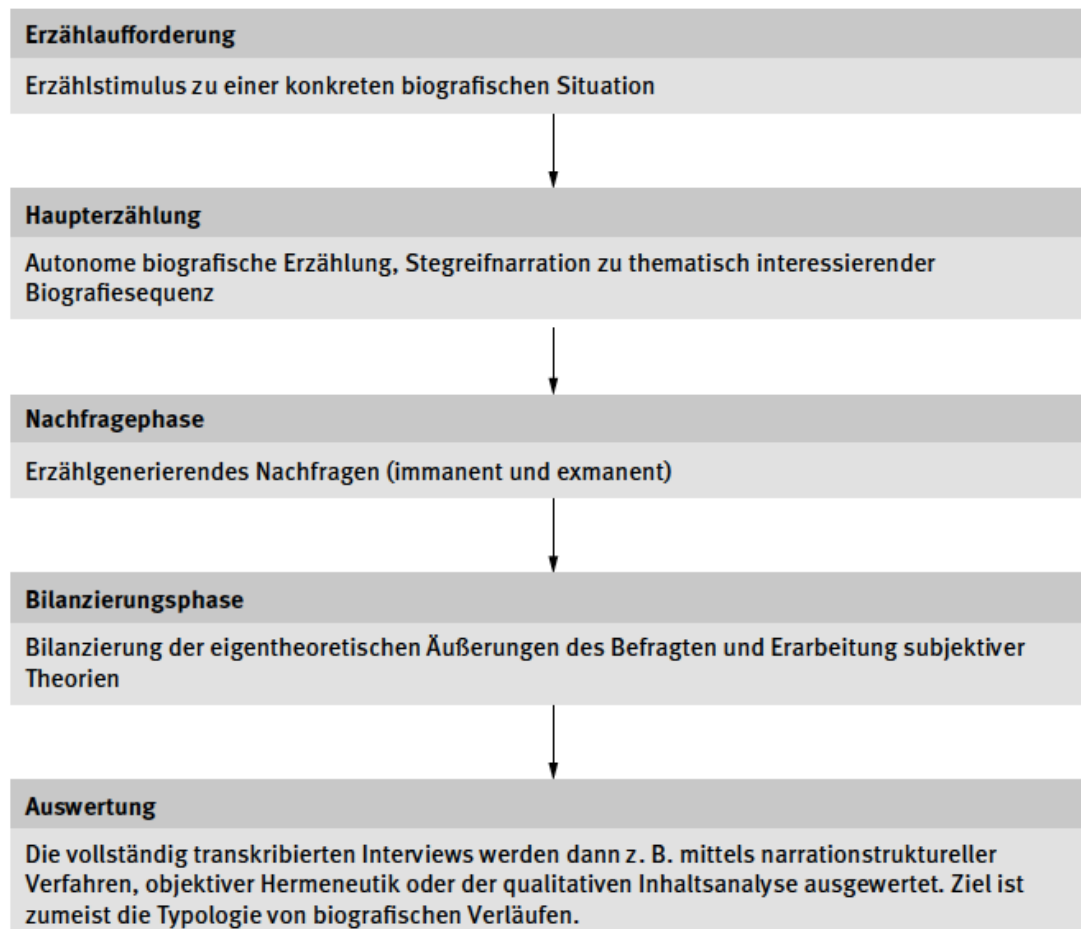


Abbildung 4: Ablaufmodell narrativer Interviews (MISOCH 2015: 51).

Dezidiert auf das sprachbiographische narrative Interviews bezogen, könnte dieses nach FRANCESCHINI (2001) womöglich folgendermaßen definiert werden:

[...] systematisch gesammelte Dokumente, in denen sich Personen in freier narrativer Form über ihr Verhältnis zu Sprachen äußern (beispielsweise über ihre frühesten Erinnerungen an Sprachliches, an Besonderheiten, an Assoziationen mit Wörtern, Sachen und Personen). [...] In denen Sprecher aus ihrer Perspektive erzählen, in welcher Kontaktsituation sie Sprachvarietäten erlernt haben, zu welchen Zwecken, unter welchen Umständen (FRANCESCHINI 2001: 112-113).

Kritik am narrativen Interview

Wie jede Methode weist auch der Ansatz des narrativen Interviews gewisse Probleme bzw. kritische Aspekte auf. Diese sollen an dieser Stelle genannt werden:

- 1) Die Annahme, dass das Leben der ProbandInnen wie eine Erzählung aufgebaut ist, wird dahingehend scharf kritisiert, dass das Leben nicht als Geschichte mit einer chronologischen und logischen Ordnung organisiert ist (vgl. MISCH 2015: 51).
- 2) Nicht jeder Mensch ist in der Lage, seine Biographie erzählend zu präsentieren, bzw. verfügt nicht jede Person über eine gleichermaßen stark ausgeprägte Erzählkompetenz und somit über die Fähigkeit zur narrativen Darstellung des eignen Lebens (vgl. MISCH 2015: 52).
- 3) Die von den Befragten wiedergegebenen Erzählungen stellen zwangsläufig eine retrospektive Erzählung dar. Dies hat zur Folge, dass die Geschichte aus der heutigen Perspektive und Sinndeutung erzählt wird (vgl. MISCH 2015: 52).
- 4) Es kann nicht allein aufgrund der spontanen und unvorbereiteten Form der Narration davon ausgegangen werden, dass diese zwingend authentisch sein muss (vgl. MISCH 2015: 53).
- 5) Es ist zweifelhaft, ob die Narrationen eines Subjekts offener und wahrhaftiger sind als etwa bei einem leitfadengesteuerten Interview (vgl. MISCH 2015: 53).
- 6) Man sollte sich nicht zu sehr auf die Automatismen der Zugzwänge⁵ verlassen, da sich im empirischen Vorgehen oftmals zeigt, dass diese ihre Wirkung nicht immer entfalten und die Narration daher rasch versiegen kann (vgl. MISCH 2015: 54).
- 7) Narrative Interviews produzieren sehr umfangreiche Datenmengen, die einer sehr subjektiven Logik entsprechen und häufig unstrukturiert sind (vgl. MISCH 2015: 54).
- 8) Ebenfalls nicht zu unterschätzen ist die oftmals hohe psychische Belastung, die narrative Interviews mit sich bringen können, wenn die InformantInnen zu besonders sensiblen Umständen ihres Lebens befragt werden (vgl. MISCH 2015: 54).

2.5.3 Die Qualitative Inhaltsanalyse

Wenn es um den Einsatz der qualitativen Inhaltsanalyse geht, dann ist dieser vordergründig dort sinnvoll, wo es um die Reduktion von Interviewmaterial geht. Das wesentlichste Merkmal dieser Methode ist die Verwendung von Kategorien, die entweder aus dem Material heraus entwickelt oder aber aus theoretischen Modellen abgeleitet werden (vgl. STEINERT 2008 c: 174). Dabei gilt es zu beachten, dass nicht die *eine* Methode qualitativer Inhaltsanalyse existiert, sondern diese als Ansammlung von mehr oder weniger komplexen Verfahren zu

⁵ Die vier kommunikativen Zugzwänge: Erzähl-, Kondensierungs-, Detaillierungs- und Gestalterschließungszwang (vgl. MISCH 2015: 54).

verstehen ist, die abhängig von der Fragestellung und / oder dem Ausgangsmaterial verschiedene Aufgaben erfüllt (vgl. DIEKMANN 2010: 607).

Eine der bekanntesten und bewährtesten Methoden der qualitativen Inhaltsanalyse ist jene nach MAYRING (2015). Auf Grundlage derselben wurde die im Zuge dieser Arbeit durchgeführte empirische Untersuchung zunächst analysiert und im Anschluss daran ausgewertet. Aus diesem Grund sollen nun deren Grundsätze und Abläufe vorgestellt werden.

Eine exakte Definition zum Terminus ‚Inhaltsanalyse‘ zu finden gestaltet sich aus zwei Gründen als schwierig. Ersten deshalb, da die Inhaltsanalyse über die bloße Analyse von Inhalten hinausgeht und auch formale Aspekte zum Thema macht, und zweitens aus dem Grund, da viele der bereits bestehenden Definitionen die Interessen der jeweiligen Autoren widerspiegeln oder zu sehr auf deren Arbeitsgebiet bezogen und dadurch zu speziell sind (vgl. MAYRING 2015: 11). MAYRING (2015) hebt dennoch sechs Punkte hervor, die für jegliche Inhaltsanalyse allgemeine Gültigkeit besitzen:

„Zusammenfassend will also Inhaltsanalyse

- *Kommunikation* analysieren.
- *fixierte Kommunikation* analysieren.
- dabei *systematisch* vorgehen.
- dabei also *regelgeleitet* vorgehen
- dabei also auch *theoriegeleitet* vorgehen.
- das Ziel verfolgen, *Rückschlüsse auf bestimmte Aspekte der Kommunikation* zu ziehen“ (MAYRING 2015: 13 [Hervorhebung im Original]).

Wenn man von der qualitativen Inhaltsanalyse spricht, so gilt es stets zu bedenken, dass mit dieser nicht ausschließlich qualitativ, sondern auch quantitativ vorgegangen werden kann (vgl. STEINERT 2008 c: 174). MAYRING (2015) schlägt aus diesem Grund, und auch da in den von ihm beschriebenen Techniken der Textanalyse sowohl qualitative als auch quantitative Analyseschritte zu finden sind, vor, dass es womöglich adäquater wäre, von einer qualitativ-orientierten Inhaltsanalyse zu sprechen (vgl. MAYRING 2015: 17). Dennoch merkt MAYRING (2015: 17) an, „dass Qualitative Inhaltsanalyse auch ohne Quantifizierung arbeiten kann (z. B. bei induktiver Kategorienbildung oder Explikationen) und dass dort, wo beides eingesetzt wird, in Schrittmodellen streng getrennt vorgegangen wird.“ Es stellt jedoch den grundlegenden Ansatz der qualitativen Inhaltsanalyse dar, die Stärken der quantitativen Inhaltsanalyse aufrechtzuerhalten und mittels derselben Verfahren systematischer qualitativ orientierter

Textanalyse zu entwickeln (vgl. MAYRING 2015: 50). MAYRING (2016) beschreibt die Stärke der qualitativen Inhaltsanalyse wie folgt:

Die Stärke der Inhaltsanalyse ist, dass sie streng methodisch kontrolliert das Material schrittweise analysiert. Sie zerlegt ihr Material in Einheiten, die sie nacheinander bearbeitet. Im Zentrum steht dabei ein theoriegeleitet am Material entwickeltes Kategoriensystem; durch dieses Kategoriensystem werden diejenigen Aspekte festgelegt, die aus dem Material herausgefiltert werden sollen (MAYRING 2016: 114).

Einen fassbaren Überblick über den Ablauf einer qualitativen Inhaltsanalyse bietet untenstehendes allgemeines inhaltsanalytisches Ablaufmodell (Abbildung 5):

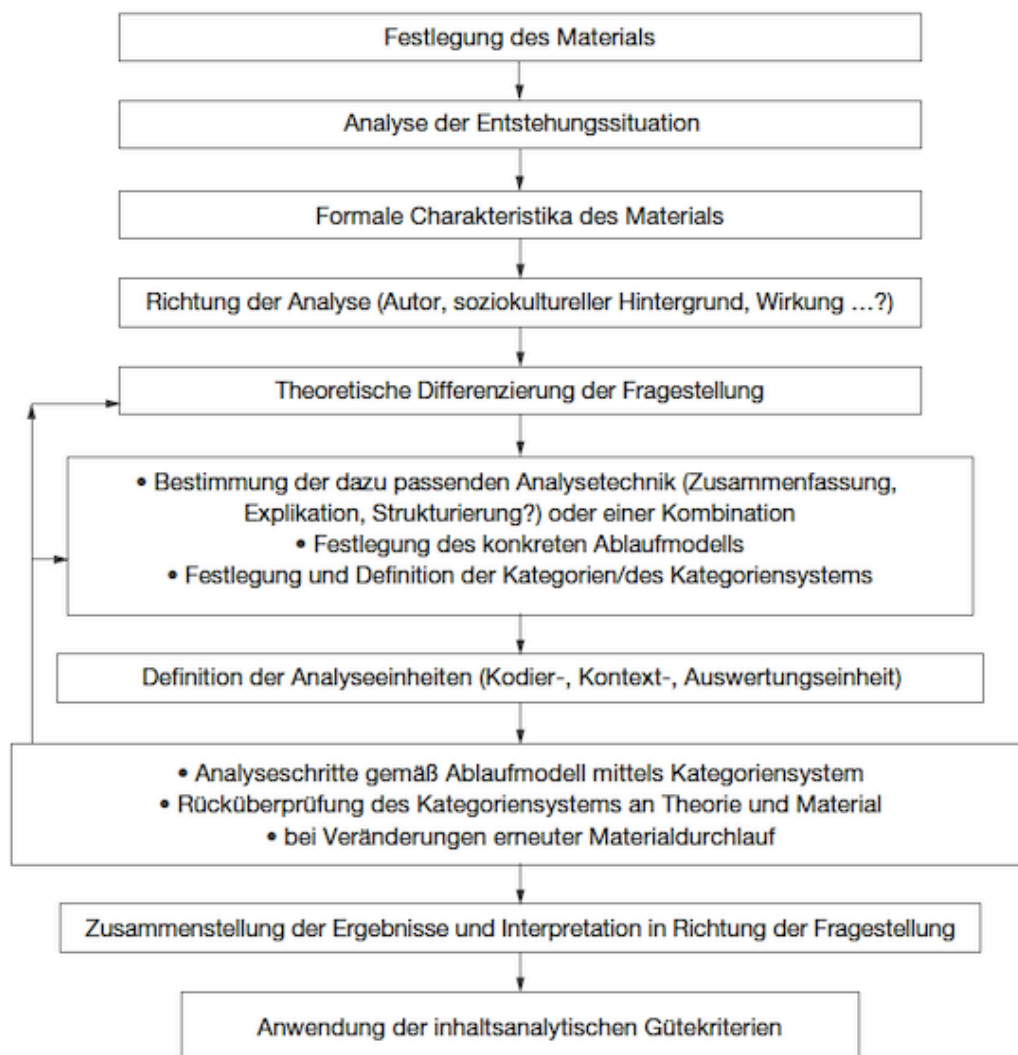


Abbildung 5: Allgemeines inhaltsanalytisches Ablaufmodell (MAYRING 2015: 62)

Im Bezug auf die Analyseformen unterscheidet MAYRING (2016) zwischen drei Grundformen:

1) Zusammenfassung

Bei dieser Form der qualitativen Inhaltsanalyse ist das Ziel, dass das Material auf die wesentlichen Inhalte reduziert wird. Daher wird mittels Abstraktion ein Korpus geschaffen, das ein Abbild des Grundmaterials darstellt (vgl. MAYRING 2016: 115).

2) Explikation

Bei der Explikation wird zu einzelnen Textteilen weiteres Material herangetragen. Dieses soll das Verständnis erweitern und die Textstelle erklären bzw. ausdeuten (vgl. MAYRING 2016: 115).

3) Strukturierung

Hierbei sollen bestimmte Aspekte aus dem Material gewonnen oder es aufgrund ausgewählter Kriterien eingeschätzt werden (vgl. MAYRING 2016: 115).

Diese drei Grundformen qualitativer Inhaltsanalyse unterscheiden sich zudem darin, dass die Zusammenfassung und die Explikation induktiv und die Strukturierung deduktiv vorgehen. Dies ist so zu verstehen, dass bei der induktiven Kategoriendefinition die Kategorien direkt aus dem Material in einem Verallgemeinerungsprozess abgeleitet werden, ohne, dass vorab formulierte Theoriekonzepte berücksichtigt würden. Eine deduktive Kategoriendefinition hingegen bestimmt das Auswertungsinstrument mittels theoretischer Überlegungen. Die Kategorien werden aus Voruntersuchungen, aus dem bisherigen Forschungsstand und aus neu entwickelten Theorien oder Theoriekonzepten in einem Operationalisierungsprozess auf das Material hin entwickelt (vgl. MAYRING 2015: 85). Das Hauptkategoriensystem wird bei der deduktiven Vorgehensweise also vorab festgelegt (vgl. MAYRING 2015: 68).

Im Zuge der vorliegenden empirischen Untersuchung dieser Arbeit wurde die Kategorienbildung sowohl induktiv als auch deduktiv vorgenommen, da die Möglichkeit nicht ausgeschlossen werden sollte, dass sich im Zuge der Analyse des Materials neue Einsichten eröffnen könnten, die so vorab nicht im Kategoriensystem vordefiniert waren.

3 Empirischer Teil

Der empirische Teil dieser Untersuchung hat das Ziel, die ihr zugrundeliegenden Forschungsfragen anhand von direkt erhobenen, qualitativen Daten möglichst aussagekräftig zu beantworten. Zu diesem Zweck wurde als Erhebungsinstrument das sprachbiographische, narrative Interview gewählt. Dieses setzt den Schwerpunkt auf ein möglichst freies Nacherzählen, der von den ProbandInnen erlebten Geschehnisse, um dadurch einen Einblick in ihre Erfahrungen und Einstellungen zu gewinnen. Zudem wurde ein Leitfaden erstellt, dieser diente jedoch nur zur groben Orientierung und wurde im Zuge der Interviews, wenn überhaupt, nur in der Nachfragephase eingesetzt. Im Zuge dieser Diplomarbeit wurden insgesamt vier Einzelinterviews dieser Art durchgeführt.

Es soll nun in den folgenden Kapiteln die methodische Vorgehensweise der Empirie dieser Untersuchung vorgestellt werden. Im Anschluss daran werden die durch die Auswertung der Interviews gewonnen Ergebnisse präsentiert und interpretiert. Damit im Zusammenhang muss betont werden, dass diese empirische Untersuchung gemäß ihrer qualitativen Methodik keinerlei Anspruch auf eine statistische Repräsentativität erhebt, sondern lediglich die Ergebnisse von Einzelfalluntersuchungen darstellt und diese miteinander in Bezug bringt.

3.1 Die Kriterien der ProbandInnenselektion

Die Auswahl der ProbandInnen erfolgte aufgrund bestimmter, aus den Forschungsfragen abgeleiteter, sozialer und lokaler Merkmale. Dabei handelt es sich um den Ort der Geburt und der primären Sozialisation, die Sozialisationssprache, den Bildungshintergrund und dem Alter. Diese Kriterien werden in diesem Abschnitt, zum Zwecke der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit, nun genauer definiert bzw. erläutert.

Der Begriff ‚Wienerin‘ bzw. ‚Wiener‘ ist in dieser Arbeit so definiert, dass als mögliche InterviewpartnerInnen nur jene Menschen in Betracht gezogen wurden, die sowohl in Wien geboren als auch innerhalb Wiens in deutscher Sprache primärsozialisiert wurden.

Mit Blick auf die dritte Forschungsfrage nach den möglichen Unterschieden in Bezug auf den Bildungshintergrund bzw. dem sozioökonomischen Status der Befragten wurde der Pool der ProbandInnen so festgelegt, dass er sich aus jeweils zwei Personen mit einem abgeschlossenem Studium sowie zwei mit einem Pflichtschulabschluss zusammensetzt. Diese beiden Kategorien werden im weiteren Verlauf dieser Arbeit auch mit ‚Bildungshintergrund hoch‘ bzw. ‚Bildungshintergrund niedrig‘ bezeichnet.

Zusätzlich wurden diese beiden Kategorien so unterteilt, dass jeweils einer/eine der Befragten höchstens 35 Jahre oder jünger und der/die andere mindestens 55 Jahre oder älter sein musste. Außerplanmäßig hat sich zudem im Zuge der Selektion der InterviewpartnerInnen, über die vier durchgeführten Interviews verstreut, eine gleichmäßige Geschlechterverteilung ergeben. Zwecks einer besseren Übersicht werden die vorab definierten Kriterien der Auswahl der ProbandInnen in Tabelle 1 nochmals zusammengefasst und dargestellt.

Bezeichnung	Kriterium geboren und sozialisiert in	Kriterium Bildungshintergrund	Kriterium Alter
ProbandIn 1	Wien	max. Pflichtschulabschluss	≤ 35
ProbandIn 2	Wien	max. Pflichtschulabschluss	≥ 55
ProbandIn 3	Wien	mind. abgeschl. Studium	≤ 35
ProbandIn 4	Wien	mind. abgeschl. Studium	≥ 55

Tabelle 1: Übersicht Kriterien ProbandInnenselektion

3.2 Erhebung und Bearbeitung der Interviews

Nachdem sich die qualitativen Interviewformen vor allem durch ihre Offenheit charakterisieren lassen, erscheint es an dieser Stelle als sinnvoll und erforderlich, die an dem Interview beteiligten Einflussgrößen darzulegen. Zu diesem Zweck werden zunächst sowohl die einzelnen ProbandInnen sowie auch der Interviewer vorgestellt. Im Anschluss daran werden die Rahmenbedingungen beschrieben und abschließend erklärt, wie die Interviews aufgenommen und nach welchem Transkriptionssystem sie im Anschluss transkribiert wurden.

3.2.1 Beschreibung der ausgewählten ProbandInnen

Aus den in Kapitel 3.1 genannten Kriterien und nach der erfolgreichen Suche nach entsprechenden ProbandInnen haben sich schlussendlich untenstehende vier InformantInnen ergeben (Zur Übersicht siehe auch Tabelle 2. Im Zuge der Auswertung sowie der Interpretation der Interviews werden diese Personen in weiterer Folge auch als P1, P2, P3 und P4 bezeichnet.

➤ P1

P1 ist männlich und 32 Jahre alt. Er wurde in Wien geboren und ist im 22. Wiener Gemeindebezirk in deutscher Sprache primärsozialisiert worden. P1 ist verheiratet und hat zwei Kinder.

Er weist einen Pflichtschulabschluss auf und arbeitet als Restaurantfachmann in einem Café. Er bezeichnet sich selbst als ‚Hochdeutschsprecher‘.

➤ P2

P2 ist weiblich und 59 Jahre alt. Sie wurde in Wien geboren und ist im 13. sowie im 23. Wiener Gemeindebezirk in deutscher Sprache primärsozialisiert worden. P2 ist verheiratet und hat drei Kinder. Sie weist einen Magistertitel in Betriebswirtschaftslehre auf und arbeitet beim Revisionsverband einer österreichischen Bank. Sie bezeichnet sich selbst als ‚Dialektsprecherin‘.

➤ P3

P3 ist männlich und 59 Jahre alt. Er wurde in Wien geboren und ist im 10. Wiener Gemeindebezirk in deutscher Sprache primärsozialisiert worden. P3 ist geschieden und hat zwei Kinder. Er weist einen Pflichtschulabschluss auf und arbeitet als Lokführer. Er bezeichnet sich selbst als ‚Hochdeutschsprecher‘.

➤ P4

P4 ist weiblich und 29 Jahre alt. Sie wurde in Wien geboren und ist im 13. Wiener Gemeindebezirk in deutscher Sprache primärsozialisiert worden. P4 ist ledig und hat keine Kinder. Sie weist ein abgeschlossenes Masterstudium in Wirtschaftsrecht auf und arbeitet als Anwältin in einer Anwaltskanzlei in Wien. Sie bezeichnet sich selbst als ‚reine Hochdeutschsprecherin‘.

Bezeichnung	Alter	Geschlecht	Geboren und sozialisiert in:	Bildungshintergrund ⁶
Case 1 / P1	32	männlich	1220 Wien	niedrig
Case 2 / P2	59	weiblich	1130 & 1230 Wien	hoch
Case 3 / P3	59	männlich	1100 Wien	niedrig
Case 4 / P4	29	weiblich	1130 Wien	hoch

Tabelle 2: Übersicht ProbandInnen

⁶ Niedrig = Pflichtschulabschluss.
Hoch = abgeschlossenes Studium.

3.2.2 Beschreibung des Interviewers

<i>Name:</i>	Alexander Krenn
<i>Geburtsdatum:</i>	29.11.1988
<i>Geburtsort:</i>	Wien
<i>Sozialisationsort:</i>	Wien
<i>Sozialisationssprache:</i>	Umgangssprache (Selbsteinschätzung)
<i>Bildungshintergrund:</i>	Lehramtsstudium Deutsch / GWK
<i>Beziehungsstatus:</i>	Verheiratet
<i>Kinder:</i>	2

Tabelle 3: Übersicht Interviewer

In qualitativen Interviews nimmt auch der Forscher selbst, wie bereits in Kapitel 2.5.2.4 beschrieben, immer, ob bewusst oder unbewusst, mannigfaltig Einfluss auf zahlreiche Aspekte des Interviews sowie insgesamt auf den gesamten Forschungsprozess.

Dies liegt darin begründet, dass mit offenen Fragen gearbeitet wird und die Datenerhebung selbst eine soziale Situation darstellt. Der Forschende muss die soziale Situation zum einen herstellen, zum anderen muss er über die kommunikative und soziale Kompetenz verfügen, um diese Situation für den Forschungsprozess fruchtbar machen zu können (MISOCH 2015: 200).

Aus diesem Grund soll an dieser Stelle auch der Interviewer selbst kurz vorgestellt werden.

Der Forscher und Autor dieser Diplomarbeit ist männlich und wurde am 29.11.1988 in Wien geboren. Er ist verheiratet und hat zwei Kinder. Nach dem Abschluss der Handelsschule absolvierte der Forscher eine Lehre zum Versicherungs- und Bürokaufmann. Im Anschluss daran arbeitete er fünf weitere Jahre Vollzeit bei einer Versicherung. 2012 begann er sein Lehramtsstudium in Deutsch und Geographie / Wirtschaftskunde an der Universität Wien.

Er wurde im 15. Wiener Gemeindebezirk in deutscher Sprache primärsozialisiert und würde seine sprachliche Sozialisation selbst als ‚umgangssprachlich‘ bezeichnen. Die Mutter legte zwar einen gewissen Wert darauf, dass ‚schön‘ gesprochen wurde, war allerdings in ihrer eigenen Sprache selbst immer der ‚Umgangssprache‘ deutlich näher als dem ‚Hochdeutschen‘. Seine Schulzeit würde der Forscher ebenfalls als von der ‚Umgangssprache‘ gekennzeichnet bezeichnen. Das ‚Hochdeutsche‘ oder der ‚Dialekt‘ spielten im Umgang zwischen den SchülerInnen und im Kontakt mit den LehrerInnen kaum eine Rolle. Aufgrund des relativ hohen MigrantInnenanteil am Sozialisationsort des Interviewers nahmen jedoch Sprachen wie Serbisch, Türkisch, Albanisch und Kroatisch einen gewissen Einfluss auf die Spracheinstellung und die Spracherfahrungen des Autors. Vor allem dahingehend, dass es ihm als faszinierend erschien, dass so viele unterschiedliche Sprachen auf einem relativ kleinen Raum koexistieren können und die SprecherInnen der jeweiligen Sprachen, wenn es um die Kommunikation

zwischen diesen unterschiedlichen Sprachgruppen ging, nochmals eine fast schon eigenständige Sprache entwickelt zu haben schienen und dass mit den „rein deutschsprachigen“ Personen wiederum anders gesprochen wurde. Die individuelle sprachliche Entwicklung des Autors wurde, nach eigener Einschätzung, dadurch jedoch kaum bis gar nicht beeinflusst.

Im Laufe seines Lebens entwickelte der Forscher eine, nicht näher begründbare, Vorliebe für das Wienerische und das Gefühl, das er mit dieser Sprachvarietät verbindet. Generell würde sich der Autor als äußerst interessiert an den meisten Sprachen und Sprachvarietäten bezeichnen. Bewusst würde ihm dahingehend nichts einfallen, dem er ablehnend gegenüberstehen würde.

Die sprachliche Sozialisation seiner eigenen Kinder würde er ebenfalls als ‚umgangssprachlich‘ bezeichnen. Es ist ihm jedoch wichtig, dass seine Kinder das ‚Hochdeutsche‘ beherrschen, da er der Meinung ist, dass sie es dadurch in der Schule oder in gewissen Situationen im späteren Berufsleben leichter haben werden. Dennoch werden auch ‚dialektale‘ Ausdrücke und Redewendungen immer wieder in die Erziehung miteingebracht. Dies geschieht vor allem deshalb, da der Forscher die regionalen ‚Dialekte‘ als erhaltenswert empfindet und es ihm am Herzen liegt, dass diese zumindest im Bewusstsein behalten werden.

3.2.3 Rahmenbedingungen der Interviews

Drei der vier ProbandInnen⁷ stammten aus dem Bekannten- bzw. Familienkreis des Forschers. Zur Probandin aus Case 2 bestand bis zur Terminvereinbarung keinerlei Bekanntschaftsverhältnis und das erste persönliche Aufeinandertreffen fand zum Zeitpunkt des Interviewtermins statt.

Die Interviews eins und drei fanden am Hauptwohnsitz und das zweite am Nebenwohnsitz der jeweiligen Befragten statt. Das vierte und letzte Interview wurde in einem Café⁸ durchgeführt, welches die Probandin ausgewählt hatte. Dazu ist anzumerken, dass der Forscher den InformantInnen die freie Ortswahl überlassen hat. Die einzigen beiden Kriterien waren, dass es ein Ort sein sollte, an dem sie sich wohl fühlen und an dem ein relativ ungestörtes Gespräch möglich ist. Vor dem Interviewtermin wurde den ProbandInnen die Thematik des Interviews grob umrissen⁹ und es wurde versucht mögliche Bedenken, z. B. ob sie denn für so ein Thema ge-

⁷ P1, P3 und P4.

⁸ Midi Café & Bistrot (Wien).

⁹ Die Thematik wurde deshalb nicht genau erklärt, da verhindert werden sollte, dass sich die ProbandInnen vorab Aussagen oder Gedanken zurechtlegen. Es sollte somit sichergestellt werden, dass die Antworten und Erzählungen spontan, unvorbereitet und in diesem Sinn authentisch sind.

eignet seien, zu zerstreuen. Zusätzlich wurde ihnen mitgeteilt, dass eine Audioaufnahme stattfinden wird und sie wurden gefragt, ob sie damit einverstanden sind.

Die eigentlichen Interviewtermine begannen alle vier zunächst mit etwas Smalltalk. Die Dauer variierte dabei zwischen 10 bis 30 Minuten. Die unterschiedliche Zeit, die der Smalltalk in Anspruch nahm, begründet sich dadurch, dass P2 nervös auf den Forscher gewirkt hat, diese Nervosität dadurch möglichst abgebaut werden sollte und der Smalltalk aus diesem Grund mehr Platz eingenommen hat als bei den anderen Gesprächen. Danach bedankte sich der Interviewer für die Bereitschaft zur Teilnahme, erklärte nochmals, um was es ungefähr gehen und in welcher Form das Interview aufgenommen wird. Im Anschluss daran wurde darauf hingewiesen, dass der / die ProbandIn nichts falsch machen kann und keinerlei Fachwissen benötigt. Die Antworten werden so oder so einträglich für den Forscher sein. Wichtig sei nur, dass man möglichst frei, ausführlich und ehrlich antwortet und auch Details, die einem selbst womöglich als unwichtig erscheinen, nach Möglichkeit nicht auslassen soll. Darauf folgend erhielten die InformantInnen die Zustimmungserklärung¹⁰, auf der sich auch die Informationen zum Datenschutz befanden, zur Unterschrift vorgelegt. Nachdem mögliche offene Fragen abgeklärt wurden und der Proband / die Probandin gefragt wurde, ob sie bereit wären, wies der Forscher darauf hin, dass die Aufnahme nun gestartet würde.

Der Beginn des Interviews wurde so gehalten, dass zunächst nochmals der Geburtsort und Wohnort der Kindheit erfragt wurde. Dies wurde deshalb gemacht, damit sichergestellt und auf Band festgehalten wurde, dass die Kriterien, die diese Arbeit an ‚WienerInnen‘ stellt, von dem jeweiligen Probanden / der jeweiligen Probandin erfüllt wurden. Der Forscher versuchte sich im Zuge des Interviews so gut es ging zurückzunehmen, um den Redefluss der ProbandInnen nicht zu stören. Dies zeigte sich jedoch bei P2 als äußerst problematisch, da sie einerseits noch immer gefühlt nervös war und sich mit der Thematik, wie sie auch von sich aus behauptete, in ihrem Leben noch kaum bis gar nicht beschäftigt hatte¹¹. Da das Gespräch ansonsten mehrmals zu einem vollkommenen Stillstand gekommen wäre und die Antworten nur sehr kurz ausfielen, musste der Forscher in diesem Interview eine aktivere Rolle als geplant einnehmen und der Probandin stellenweise gezielt Fragen stellen, die so vorab nicht vorgesehen waren. Bei den anderen drei InformantInnen stellte sich diese Problematik jedoch nicht. Probandin 4 meinte zwar nach dem Interview, dass auch sie etwas nervös gewesen sei, dies fiel jedoch weder während des Interviews noch, mit ein wenig zeitlichem Abstand, im Zuge

¹⁰ Ein Muster der Zustimmungserklärung / Datenschutzmiteilung befindet sich im Anhang. Bei Bedarf können die unterschriebenen Erklärungen beim Forscher eingesehen werden.

¹¹ Eine genauere Begründung bzw. Auswertung dieser Aussagen der Probandin lässt sich im Kapitel 3.4.2 finden. Zudem wird die Problematik der Nervosität und des fehlenden Interesses an der Thematik ‚Sprache‘ seitens der Informantin in Kapitel 3.4.7 näher ausgeführt.

der Transkription auf. Am Ende der Interviews wurden die ProbandInnen gefragt, ob sie noch etwas hinzufügen möchten, noch andere etwaige Erfahrungen oder Einstellungen anzumerken hätten oder, ob sie generell noch gerne etwas loswerden würden. Danach bedankte sich der Forscher und die Aufnahme wurde beendet. Im Anschluss wurde das Interview gemeinsam mit den Befragten reflektiert und das Thema lief langsam aus. Danach wurde wieder zu Smalltalk übergegangen. Schließlich bedankte sich der Forscher erneut und verabschiedete sich.

Alle vier Interviews fanden in einer für den jeweiligen Probanden / die jeweilige Probandin und den Interviewer ungezwungenen und ‚natürlichen‘ Alltagssprache statt.

3.2.4 Die Aufnahme und Transkription

Die durchgeführten Interviews wurden mittels des Smartphone¹² des Forschers aufgezeichnet. Verwendet wurde dabei die im Betriebssystem vorinstallierte Sprachmemo-App. Die Entscheidung für diese Art der Aufnahme beruht darauf, dass sie einfach, kostengünstig und unauffällig ist. Zusätzlich werden die ProbandInnen dadurch nicht, durch ein für sie womöglich ungewohntes Aufnahmegerät auf dem Tisch, irritiert. Das Smartphone ist mittlerweile für fast alle Menschen ein täglicher Gebrauchsgegenstand und hat im Zuge der Aufzeichnungen keinerlei Reaktionen bei den befragten Personen hervorgerufen.

Die im Anschluss an die Interviews durchgeführten Transkriptionen erfolgten mittels des Programmes MAXQDA2018. Dabei wurde auf das von DRESING / PEHL (2013) aufgestellte einfache Transkriptionssystem zurückgegriffen.

In einfachen Transkripten finden sich neben den gesprochenen Beiträgen meist keine Angaben zu para- oder nonverbalen Ereignissen. Man liest in der Regel dort einen von Umgangssprache und Dialekt geglätteten Text. Hier liegt der Fokus auf einer guten Lesbarkeit, leichter Erlernbarkeit und nicht zu umfangreicher Umsetzungsdauer. Bei solchen Transkriptionsregeln liegt die Priorität auf dem Inhalt des Gesprächs (Dresing / Pehl 2013: 18).

Das detaillierte Regelsystem ist nachzulesen bei DRESING / PEHL (2013: 21-25).

Nachdem für die Beantwortung der Forschungsfragen dieser Arbeit die Inhalte der Gespräche der Interviews im Vordergrund standen, war dieses System für die Transkription bestens geeignet und völlig ausreichend.

Die Transkripte wurden, gemäß der chronologischen Reihenfolge der Durchführung der Interviews, mit *Case 1* bis *4* benannt und mit Zeilennummern versehen. Die in der Auswertung

¹² Apple Iphone SE.

verwendeten Zitate aus den Transkripten werden somit wie folgt angegeben: (Case 1: Z 24)¹³. Z weist dabei auf die Zeilennummer im jeweiligen Transkript hin. In diesem Fall würde sich das passende Zitat im Transkript von *Case 1* in der Zeile 24 finden lassen.

Um den Datenschutz und die Anonymität gewährleisten zu können, wurden sämtliche angegebenen Geburtsdaten mit *XYZ.Jahr* gekennzeichnet (z. B.: geboren am 29.11.1988 = geboren am XYZ.1988). Genannte Namen werden ausnahmslos nur mit dem Anfangsbuchstaben wiedergegeben (z. B.: *die Lena* = *die L.*).

Die Transkripte liegen beim Autor auf und können bei Interesse jederzeit eingesehen werden.

3.3 Methode der Datenanalyse

Die Auswertung der nach dem einfachen Transkriptionssystem von DRESING / PEHL (2013) transkribierten Interviews orientierte sich an der qualitativen Inhaltsanalyse nach MAYRING (2015).

Die Kategorisierung sowie Kodierung der vorliegenden Interviews erfolgten, wie schon die Transkription, mithilfe von MAXQDA2018. In diesem Fall wurden die in das Programm integrierten Analysetools genutzt.

Mit Blick auf die Forschungsfragen wurden vor der Durchführung der Interviews bereits deduktiv Kategorien gebildet. Diese wurden im Zuge der induktiven Kodierung mehrmals erweitert und überarbeitet. Zusätzlich wurden ihnen Subkategorien hinzugefügt. Durch die Kombination aus deduktiv und induktiv gebildeten Kategorien ergaben sich schlussendlich folgende Kategorien und Subkategorien sowie die damit zusammenhängenden Kodes und Subkodes:

¹³ Hierbei handelt es sich lediglich um ein Beispiel.

Kategorien und Subkategorien	Kodes und Subkodes
WIENERISCH - Prestige Wienerisch - Stigma Wienerisch	<i>Konzept Wienerisch</i> - (Andere) Bezeichnung (für bestimmte Ausprägungen von) Wienerisch <i>Sprachliche Merkmale Wienerisch</i> <i>Soziale Bedeutung Wienerisch</i> - Prestige Wienerisch - Stigma Wienerisch - Prestige-Stigma-Ambivalenz Wienerisch - Sonstige Einstellungen Wienerisch - Sonstige Assoziationen Wienerisch <i>Wandel des Wienerischen im Laufe der Zeit (Sprach-)Biographische Schlüsselerlebnisse mit dem Wienerischen</i> <i>Anwendungsbereich Wienerisch</i>
UMGANGSSPRACHE	<i>Konzept Umgangssprache</i> - (Andere) Bezeichnungen (für bestimmte Ausprägungen von) Umgangssprache <i>Anwendungsbereich Umgangssprache</i>
HOCHDEUTSCH - Prestige Hochdeutsch - Stigma Hochdeutsch	<i>Konzept Hochdeutsch</i> - (Andere) Bezeichnungen (für bestimmte Ausprägungen von) Hochdeutsch <i>Sprachliche Merkmale Hochdeutsch</i> <i>Soziale Bedeutung Hochdeutsch</i> - Prestige Hochdeutsch - Stigma Hochdeutsch - Prestige-Stigma-Ambivalenz Hochdeutsch - Sonstige Einstellungen Hochdeutsch - Sonstige Assoziationen Hochdeutsch <i>(Sprach-)Biografische Schlüsselerlebnisse mit dem Hochdeutschen</i> <i>Anwendungsbereich Hochdeutsch</i>
SPRACHLICHE SOZIALISATION - Sprachliche Sozialisation der eigenen Kinder - Individuelle sprachliche Entwicklung	<i>Sprachliche Sozialisation der eigenen Kinder</i> <i>Individuelle sprachliche Entwicklung</i>

Tabelle 4: Übersicht Kategorien & Kodes

Die ersten drei der vier Hauptkategorien, *Wienerisch*, *Umgangssprache* und *Hochdeutsch*, beziehen sich auf Aussagen, die Rückschlüsse auf die laienlinguistischen Konzepte der ProbandInnen zu diesen Begriffen zulassen. Zusätzlich wird der Anwendungsbereich der entsprechenden Sprachvarietäten eruiert. Im Fall der Kategorie *Wienerisch* werden zudem Kommentare betreffend des Wandels des Wienerischen im Laufe der Zeit behandelt. Die Subkategorien *Prestige Wienerisch* und *Stigma Wienerische* sowie *Prestige Hochdeutsch* und

Stigma Hochdeutsch werten die Aussagen der ProbandInnen hinsichtlich der sozialen Bedeutung des ‚Wienerischen‘ bzw. des ‚Hochdeutschen‘ aus. Über diese Kategorien bzw. Subkategorien summiert gesehen, lag überdies ein Schwerpunkt dieser Auswertung auf den (Sprach-)Biographischen Schlüsselerlebnissen der InformantInnen mit dem ‚Wienerischen‘ bzw. dem ‚Hochdeutschen‘. Die Kategorie *Sprachliche Sozialisation* fasst Aussagen der ProbandInnen zu ihrem individuellen Spracherwerb zusammen. Darunter fallen die primäre Sozialisation im Elternhaus sowie auch die sekundäre Sozialisation im Kontext der Schule, der Freunde, des gesellschaftlichen Umfeldes, usw.

Darüber hinaus widmet sich die Kategorie *Sprachliche Sozialisation* der sprachlichen Erziehung der Kinder der ProbandInnen. Da P4 keine Kinder hat, wurde diese Subkategorie bei ihr getilgt. Dies hat den Grund, dass der Forscher lediglich reale Erfahrungswerte und Einstellungen erheben wollte.

3.4 Auswertung der Interviews

3.4.1 Case 1

<i>Bezeichnung:</i>	Case 1
<i>Datum des Interviews:</i>	10.10.2019
<i>Ort des Interviews:</i>	Wohnung des Probanden (Wien)
<i>Alter:</i>	32
<i>Sozialisationsort:</i>	Wien
<i>Sozialisierungssprache:</i>	Hochdeutsch (Selbsteinschätzung des Probanden)
<i>Bildungshintergrund:</i>	Niedrig

Tabelle 5: Information zum Interview und demographische Daten Case 1

3.4.1.1 Kategorie: ‚Wienerisch‘

Im Zuge des Interviews wurde deutlich, dass der Proband mit dem ‚Wienerischen‘ vor allem einen tendenziell ‚tiefen‘ und ‚schweinischen Dialekt‘ assoziiert, der nicht der ‚feinen‘ Sprache entspricht und zumeist in der Unterschicht zu verorten ist. Dieser ‚Dialekt‘, den er als ‚Proleten-Dialekt‘ bezeichnet, zeichnet sich laut ihm vor allem durch Schimpfwörter, ‚tiefe Geschichten‘ und ‚depperte‘ Wörter aus (vgl. Case 1: Z 45–47 und Z 117–120). Er selbst distanziert sich im Verlaufe des Interviews des Öfteren von dieser Art von ‚Dialekt‘, indem er betont, dass er nicht so spreche (vgl. Case 1: Z 109). Dennoch nennt er ein Beispiel, woraus deutlich hervorgeht, dass auch er, zumindest zu einem gewissen Zeitpunkt in seiner Jugend, sehr wohl auch dieser SprecherInnengruppe zugerechnet werden konnte. Der Informant berichtet, dass dieser Duktus im Zuge seiner Eishockeykarriere die übliche Sprechweise sowohl unter den Spielern als auch mit und zwischen den Trainern war. Auch an dieser Stelle bezeichnet er diese Sprechweise als ‚schweinischen Dialekt mit Schimpfwörtern von A bis Z und tiefen Sachen‘ (vgl. Case 1: Z 34–47). Er hebt jedoch hervor, dass es so etwas zu Hause mit seiner Mutter, die laut ihm eher ‚Hochdeutsch‘ sprach, nicht gab (vgl. Case 1: Z 51). Der Befragte assoziiert mit dieser Art des ‚Dialekts‘ heute vor allem Freunde, ältere Arbeitskollegen und Menschen, die in einem sozial schwächeren Umfeld aufgewachsen sind, und nennt an dieser Stelle erneut Schimpfwörter als Merkmal (vgl. Case 1: Z 85–103).

Neben diesem einen laienlinguistischen Konzept des verhältnismäßig eher ‚schweinischen‘ ‚Proleten-Wienerisch‘ scheint der Informant jedoch noch ein zweites, tendenziell eher ‚feineres‘ Konzept des *Wienerischen* im Bewusstsein zu haben. So gibt er an, dass er im Zuge der Ausübung seines Berufs als Kellner sehr wohl mit Gästen von Zeit zu Zeit auch ‚Wienerisch‘ spricht. Dazu äußert er folgendes:

Außer es sind wirklich Wiener Gäste da, die auch mit dir schon im Dialekt das Gespräch suchen. Dann versuch ich schon auch mit denen ganz normal zu reden, wie du es halt so gehört hast. Natürlich nicht dieses proletenhafte Dialekt, sondern eher was / Ja kann man das so unterscheiden? Weiß ich nicht, ob man das so unterscheiden kann, weil so ein feinerer Dialekt, dass man halt keine DEPPERTEN Wörter verwendet (Case 1: Z 115–120).

Erwähnenswert ist dabei vor allem, dass er diese Ausdrucksweise als ‚ganz normal‘ bezeichnet, da er sich im Zuge des Interviews mehrmals als ‚Hochdeutschsprecher‘ deklariert und sich immer wieder, ob bewusst oder unbewusst, vom ‚Dialekt‘ distanziert. Auffallend ist zudem auch die Verbindung zu seinem laienlinguistischen Konzept des ‚Proleten-Dialekts‘. Diesen sieht er ja, wie er mehrmals herausstellt, vor allem durch Beleidigungen und untergriffige Begriffe gekennzeichnet. Beim ‚feinen Wienerisch‘ nennt er als Merkmal das Fehlen eben dieser Ausdrücke.

Auf die Nachfrage, ob es denn noch andere Situationen gebe, in denen er Wienerisch spreche, erwidert der Informant unter anderem, dass er mit gewissen Freunden ‚Wienerisch‘ spreche (vgl. Case 1: Z 77–79 und Z 93–95). Dies ist vor allem dahingehend erheblich, da er diese zuvor der SprachträgerInnengruppe des ‚Proleten-Wienerisch‘ zugeordnet und sich an dieser Stelle abermals von der SprecherInnengruppe dieser Art des ‚Dialekts‘ exkludiert hat. Ein ähnliches Beispiel lässt sich hinsichtlich der Kommunikation mit seinen ArbeitskollegInnen finden. Auch diese ordnet er als SprecherInnen dieser Ausdrucksweise zu und betont, dass er nicht so spreche, selbst wenn die KollegInnen dies in seiner Anwesenheit machen würden (vgl. Case 1: Z 106–109). Unmittelbar darauf gibt er jedoch an, dass er sich durchaus sprachlich an eben diese MitarbeiterInnen anpasse (vgl. Case 1: Z 113). Als weiteren Anwendungsbereich des ‚Wienerischen‘ nennt er Streitsituationen: „Sollte ein Streit sein, kann es schon sein, dass ich vielleicht das eine oder andere wienerische Wort oder wienerischen Satz einmal rausschmeiße, aber sonst eigentlich nicht“ (Case 1: Z 207–210).

Seinen Vater, der ebenfalls im Eishockeysport als Betreuer tätig war, bezeichnete er als ‚Wienerisch-Sprecher‘, äußert sich jedoch nicht näher dazu, welche Art von ‚Wienerisch‘ dieser spricht (vgl. Case 1: Z 11–14). Da dieser aber, beruflich bedingt, wenig zu Hause war, hat sich beim Probanden als Alltagssprache überwiegend das ‚Hochdeutsch‘ der Mutter durchgesetzt. Auch seine Großeltern sind laut dem Befragten ‚Dialektsprecher‘. Er gibt an, dass er als Kind selbstverständlich verstand, was diese sagten, er sich dennoch nicht an deren ‚Dialekt‘ angepasst hätte, sondern weiterhin bei seinem ‚Hochdeutsch‘ geblieben sei (vgl. Case 1: Z 65–70). Seine Frau spreche gar kein Wienerisch und wenn sie es doch mache, so sei dies eher ein lustiges Stottern (vgl. Case 1: Z 79–81).

Der Proband sieht sich selbst nicht als ‚Dialektsprecher‘. Darin ist eine gewisse Ambivalenz festzustellen, da er, wie oben beschrieben, mehrmals betont, nicht im ‚Dialekt‘ zu sprechen, selbst wenn andere dies machen, und gleichzeitig Situationen angibt, in denen er sich sehr wohl deren Sprechweise und ‚Dialekt‘ anpasst bzw. selbst ‚dialektal‘ spricht.

Seinen Aussagen lässt sich entnehmen, dass er das Erlernen des ‚Wienerischen‘ vor allem in Abhängigkeit vom Elternhaus und dem Freundeskreis sieht. So gibt er etwa Folgendes an: „[...] die in einem anderen Umfeld aufgewachsen sind, würde ich jetzt mal sagen. [...] Die wahrscheinlich von daheim das auch anders mitbekommen haben. Da dürften die Eltern schon sehr viel oder fast nur im wienerischen Dialekt geredet haben [...]“ (Case 1: Z 86–90). Sollte man das ‚Wienerische‘ nicht im Elternhaus erwerben, so hält er es für möglich, dass dies über einen Freundeskreis geschehen könnte, in dem es die vorherrschende Sprachvarietät ist (vgl. Case 1: Z 174–177).

Auf die Frage, ob ihn das ‚Wienerische‘ anspreche, meinte der Befragte, dass es ihm nicht mehr oder weniger als andere ‚Dialekte‘ zusagen würde (vgl. Case 1: Z 183–187). Er stellt jedoch den ‚Kärntner Dialekt‘ indirekt über das ‚Wienerische‘, indem er zu diesem explizit aussagt, dass ihm dieser sehr gut gefalle (vgl. Case 1: Z 136–137).

Der Proband ist zudem der Meinung, dass das ‚Wienerische‘ einem steten Wandel unterliegt. Er macht dies vor allem am ‚Erfinden‘ neuer Wörter fest (vgl. Case 1: Z 150–154). Trotz dem, dass er berichtet, dass das ‚Wienerische‘ bei ihm in der Arbeit, aufgrund fehlender Wiener Gäste, bereits ausgestorben sei, denkt er, dass das ‚Wienerische‘ insgesamt innerhalb Wiens erhalten bleiben wird (vgl. Case 1: Z 212–213 und Z 150).

➤ Subkategorie: Prestige ‚Wienerisch‘

Der Proband scheint mit dem ‚Wienerischen‘ vor allem ein gewisses ‚Wir-Gefühl‘ zu verbinden, das die WienerInnen von den BewohnerInnen anderer Bundesländern abgrenzt und Wien eine eigne Identität verschafft. So gibt er auf die Frage, ob es ihm wichtig sei, dass das ‚Wienerische‘ erhalten bleibe, folgende Antwort:

Weil so wie ich gesagt habe, dass in anderen Bundesländern die haben auch alle einen eigenen Dialekt und deshalb finde ich, dass das schon ganz gut ist, wenn wir auch ein bisschen sagen können, wir haben unseren Dialekt und unsere Sachen, unsere Wörter, die wir halt so kennen, dass die erhalten bleiben (Case 1: Z 160–163).

Zu beachten ist auch, dass er ausdrücklich sagt, dass es ‚Dialekte‘, Sachen und Wörter sind, „die wir halt so kennen“. Dies könnte darauf hinweisen, dass er dem ‚Wienerischen‘ auch ein gewisses Heimatgefühl und zuschreibt und ein Verbundenheit dazu empfindet.

Ein Schlüsselerlebnis hatte der Befragte im Zuge seines Berufes. Er bediente Gäste aus dem Ausland, die sich im Anschluss an ihren Besuch beschwerten, dass er zu freundlich gewesen sei und nicht im ‚Wiener Dialekt‘ gesprochen habe (vgl. Case 1: Z 217–221). Diese Menschen kamen mit der Erwartung und offenbar auch der Hoffnung in das Kaffeehaus, dort den stereotypen, *grantigen* und herumschreienden Wiener Kellner erleben zu können, und waren enttäuscht, dass er dieser Vorstellung nicht entsprach. Dies zeigt, dass das ‚Wienerische‘ auch über die Landesgrenzen hinaus bekannt ist und offenbar auch durchaus als erlebenswert eingestuft wird. Man könnte womöglich so weit gehen zu sagen, dass es, vielleicht gerade in Verbindung mit der Tradition der Wiener Kaffeehäuser, als Teil der Wiener Kultur angesehen werden kann.

➤ Subkategorie: Stigma ‚Wienerisch‘

Durch die Befragung geht ganz deutlich hervor, dass der Proband das ‚Wienerische‘ als Sprache der Unterschicht stigmatisiert. Für ihn ist es in erster Linie ein ‚Proleten-Dialekt‘, der sich durch Schimpfwörter, untergriffige Ausdrücke und für den feineren Sprachgebrauch unpassende Wörter auszeichnet (vgl. Case 1: Z 42, Z 46, Z 100 und Z 120). Er bezeichnet ihn sogar wiederholt explizit als sozial minderwertig (vgl. Case 1: Z 99 und Z 147). Diese Einstellung untermauert zudem folgende Aussage des Informanten:

Naja, an und für sich ist ja das Wienerische eher so abgestempelt, dass das mehr in der Unterschicht vorkommt und nicht so ganz die feine Sprache ist. So hätte ich das halt auch mitbekommen, dass das mehr in einem anderen sozialen Umfeld gesprochen wird (Case 1: Z 142–145).

Ihm ist es, so erweckt es den Anschein, auch äußerst wichtig, dass er nicht zu dieser Sprecher-Innengruppe gezählt wird, da er wiederkehrend anmerkt, dass er nicht so spricht, obwohl dieser Zusatz seiner ursprünglichen Aussage keinen Mehrwert hinzufügt bzw. er selbst gar nicht Thema der aktuellen Erzählung ist (vgl. Case 1: Z 69 und Z 109).

Im Zusammenhang mit seiner Karriere als Eishockeyspieler machte der Informant aufgrund der Art und Weise, wie WienerInnen sprechen, zum Teil auch negative Erfahrungen. So wurden die Wiener Spieler von den Spielern aus den anderen Bundesländern aufgrund ihres ‚Dialektes‘ gehänselt. Gemäß den Aussagen dieser Teamkollegen würde man die WienerInnen aufgrund ihrer Sprechweise nicht verstehen (vgl. Case 1: Z 124–132).

3.4.1.2 Kategorie: ‚Umgangssprache‘

Der Begriff der ‚Umgangssprache‘ oder ihm verwandte Termini wurden im Interview nicht ausdrücklich angesprochen. Es stellt sich jedoch die Frage, ob das laienlinguistische Konzept

des Probanden vom ‚feineren Wienerisch‘ nicht tendenziell dem Konzept der *Umgangssprache* näher als dem des *Dialekts* ist. So beschreibt er diese Sprechweise etwa als ‚ganz normale‘ Art zu sprechen, so wie man es eben höre (vgl. Case 1: Z 116–117).

Er selbst scheint sich, zumindest im Verlaufe des Interviews, des Konzeptes der *Umgangssprache* in keiner Weise bewusst gewesen zu sein. So antwortet er beispielsweise auf die Frage, wie er denn gerade mit dem Forscher spreche, mit ‚Hochdeutsch‘, war aber zugleich verunsichert, ob ihm nicht ein paar ‚dialektale‘ Wörter dazwischen gerutscht seien (vgl. Case 1: Z 199–205). Dies erweckt den Anschein, dass man seiner Ansicht nach entweder zu den ‚Standardsprache‘- oder ‚DialektsprecherInnen‘ gehört und es dazwischen für ihn kein weiteres sprachliches Konzept gibt. Als bemerkenswert erscheint es, dass der Forscher das Gespräch mit dem und die Sprechweise des Probanden im Allgemeinen eindeutig als ‚umgangssprachlich‘ klassifizieren würde, obwohl dieser sich explizit als ‚Hochdeutschsprecher‘ sieht. Würde man den Probanden mit dieser Ansicht konfrontieren, so würden sich die Folgefragen stellen, ob dem Probanden das Konzept der *Umgangssprache* womöglich doch bekannt sei, ob er es mit dem des *Hochdeutschen* zusammenhängend oder davon gesondert sehe und wie er sich nun, nach diesem Gespräch, selbst einordnen würde.

3.4.1.3 Kategorie: ‚Hochdeutsch‘

Der Proband bezeichnet sich selbst als ‚Hochdeutschsprecher‘. Er scheint sein Konzept der *Standardsprache* vor allem durch die sprachliche Sozialisation durch seine Mutter erlangt zu haben. Diese sprach laut ihm immer ‚Hochdeutsch‘ (vgl. Case 1: Z 16). Seinen Vater bezeichnet er zwar als Sprecher des ‚Wienerischen‘, da dieser aber aus beruflichen Gründen selten zu Hause war, wirkte die ‚hochdeutsche‘ Erziehung seiner Mutter offenbar deutlich stärker auf ihn ein (vgl. Case 1: Z 11–14). Auch in seiner Volksschulzeit wurde gemäß dem Probanden sowohl unter den SchülerInnen als auch von Seiten der LehrerInnen ausschließlich ‚Hochdeutsch‘ gesprochen (vgl. Case 1: Z 30–34).

Der Informant sprach es zwar nicht explizit an, dennoch scheint es ihm auffallend wichtig zu sein, dass er als Sprecher des ‚Hochdeutschen‘ wahrgenommen wird. So grenzt er sich einerseits immer wieder vom ‚Wienerischen‘ und vom ‚Dialekt‘ im Allgemeinen ab und betont andererseits des Öfteren, dass er im Grunde ausschließlich ‚Hochdeutsch‘ spreche und dies selbst dann mache, wenn andere Menschen im ‚Dialekt‘ sprechen (vgl. Case 1: Z 64–65, Z 68–69, Z 81–82 und Z 107–109).

Dieses ‚Hochdeutsch‘ verortet der Befragte, auf die Frage, wen er mit dem ‚Hochdeutschen‘ assoziiert, vor allem in Akademikerkreisen. Er zählt sich zwar bildungstechnisch nicht zu

dieser Gesellschaftsschicht, sieht sich allerdings sprachlich gesehen durchaus auf einer Stufe mit ihnen.

Ja, das erste Denken wäre natürlich an gebildete Leute oder höhere Schicht. Was aber bei uns jetzt auch nicht so der Fall ist, weil ich hab jetzt auch kein Akademikerdings und rede mit meinen Kindern trotzdem Hochdeutsch und rede in der Arbeit Hochdeutsch (Case 1: Z 191–194).

Interessant ist dabei, dass er keine Beispiele aus seinem Bekannten- oder Verwandtenkreis genannt hat. So gab er zuvor an, dass seine Mutter immer ‚Hochdeutsch‘ gesprochen habe, führt diese hier allerdings nicht an. Selbstverständlich handelte es sich hierbei lediglich um eine spontane Reaktion des Probanden, es könnte jedoch ein Hinweis darauf sein, dass er unbewusst zumindest zwischen zwei Konzepten der *Standardsprache* unterscheidet. Eines, welches er mit seiner Mutter verbindet, und eines, das er in potentiell höheren sozialen Kreisen angesiedelt sieht.

Als persönliche Anwendungsbereiche des ‚Hochdeutschen‘ nennt er sowohl sein familiäres als auch sein berufliches Umfeld (vgl. Case 1: Z 81–82, Z 115 und Z 207). Dennoch gibt es in beiden Bereichen Situationen, in denen er von seinem Konzept von *Hochdeutsch* abrückt. So nennt er im familiären Umfeld Streitsituationen mit seiner Frau, in denen es durchaus vorkommen kann, dass er auch das eine oder andere ‚wienerische‘ Wort oder den einen oder anderen ‚wienerischen‘ Satz verwendet (vgl. Case 1: Z 207–210). In seinem Beruf rücke er nur von seinem ‚Hochdeutsch‘ ab, wenn er merkt, dass Wiener Gäste anwesend sind, die das Gespräch auf ‚Wienerisch‘ mit ihm suchen (vgl. Case 1: Z 115–116).

Eine interessante Aussage trifft der Proband zum Erwerb des ‚Hochdeutschen‘. So gibt er an, dass seine Mutter zwar in Wien aufgewachsen sei, diese aber mit ihren Eltern die Wochenenden in einem Haus in Niederösterreich verbrachte. Aufgrund dieser Tatsache stellt er folgende Theorie auf:

Mutter ist in Wien aufgewachsen. Ihre Eltern haben aber ein Haus in Retz gehabt, in Niederösterreich draußen auch und waren immer an Wochenenden halt draußen, ist aber an und für sich in Wien in die Schule gegangen und aufgewachsen. Vielleicht hat das auch dazu beigetragen, dass sie halt eben mehr Hochdeutsch gesprochen hat (Case 1: Z 23–27).

Aus dieser Aussage lassen sich zwei Schlussfolgerungen ableiten. Erstens scheint es so, als würde der Informant davon ausgehen, dass regelmäßige Wochenend-Aufenthalte in Niederösterreich etwas mit dem Sprechen von ‚Hochdeutsch‘ zu tun haben, und zweitens sieht er es offenbar als Möglichkeit an, dass wenn der Aufenthalt in Wien in regelmäßigen Abständen temporär unterbrochen wird, der Erwerb des ‚Wienerischen‘ erschwert bzw. der der ‚Standardsprache‘ gefördert wird.

➤ Subkategorie: Prestige ‚Hochdeutsch‘

Das ‚Hochdeutsche‘ verbindet der Proband mit einer ‚besseren‘ Bildung und den ‚höheren‘ sozialen Umfeldern.

Aber in erster Linie denkt man eben mal an Ärzte, die dir was versuchen zu erklären oder an Buchautoren, die dir ein neues Buch vorstellen und dir was versuchen zu erklären oder Rechtsanwälte, die eben nach der Schrift reden, damit sie alles korrekt vorweisen können, oder solche Sachen. Das wäre jetzt das erste Denken an Hochdeutsch (Case 1: Z 194–198).

Er sieht das ‚Hochdeutsche‘ also nicht nur als Sprache der oberen Schichten, sondern nennt es auch als Mittel, um anderen Menschen etwas verständlich näherzubringen. Zudem scheint er, wie sich am Beispiel des Rechtsanwaltes festmachen lässt, dem ‚Hochdeutschen‘ eine gewisse Korrektheit zuzuschreiben, die das ‚Wienerische‘ oder der ‚Dialekt‘ womöglich nicht aufweisen können.

➤ Subkategorie: Stigma ‚Hochdeutsch‘

Der Informant gibt an, dass sich im Kaffeehaus, in dem er arbeitet, Gäste beschwerten, da er ihrem Empfinden nach zu sehr ‚Hochdeutsch‘ und zu wenig ‚Wienerisch‘ gesprochen hatte (vgl. Case 1: Z 217–221). Anhand dieses Beispiels, das selbstredet nicht stellvertretend für sämtliche Gäste stehen kann, zeigt sich, dass die Standardsprache an gewissen Orten, wie in diesem Fall in einem Wiener Kaffeehaus, auch durchaus deplatziert wirken und dazu beitragen kann, dass ein gewisses ‚Flair‘, eine Stimmung, ein Gefühl verloren gehen kann. Oder anders ausgedrückt, dass das ‚Hochdeutsche‘ erst gar nicht dazu fähig ist, dieses ‚Flair‘ zu erzeugen.

3.4.1.4 Kategorie: Sprachliche Sozialisation

Der Proband wuchs mit einer Mutter, die ‚Hochdeutsch‘, und einem Vater, der ‚Wienerisch‘ sprach, auf. Da der Vater, aus beruflichen Gründen, selten zu Hause war, setzte sich bei dem Informanten das ‚Hochdeutsche‘ der Mutter durch (vgl. Case 1: Z 9–14).

Auch in seiner Schulzeit wurde laut ihm lediglich ‚Hochdeutsch‘ gesprochen. Eine mögliche ‚dialektale‘ Sprachverwendung schloss er sogar völlig aus, indem er sagte: „Und da ist auch alles in Hochdeutsch gesprochen worden. Da war kein Dialekt. Auch nicht von die Lehrer. Da hat’s das nicht gegeben“ (Case 1: Z 32–34). Der Informant betont zusätzlich, dass er in der Volksschule bzw. im Gymnasium schon relativ früh mit den Zweitsprachen Englisch und Französisch in Kontakt kam (vgl. Case 1: Z 31–32 und Z 56–57).

Das ‚Wienerische‘ erlernte er erst durch seine Erfahrungen mit dem Eishockeyspielen. Dort hat er sich vor allem den ‚schweinischen Dialekt‘, den er primär durch Schimpfwörter und ‚sehr tiefe Sachen‘ gekennzeichnet sieht, angeeignet. (vgl. Case 1: Z 41–47). Der Proband gibt jedoch an, im ‚normalen‘ Alltag immer beim ‚Hochdeutschen‘ geblieben zu sein (vgl. Case 1: Z 57–58 und Z 66–69).

Zum Zeitpunkt des Interviews war er gerade dabei mit Schwedisch eine weitere Fremdsprache zu erlernen (vgl. Case 1: Z 211).

➤ **Subkategorie: Sprachliche Sozialisation der eigenen Kinder**

Seine Kinder erzieht der Befragte laut eigener Aussage nur auf ‚hochdeutsch‘ (vgl. Case 1: Z 81–82). Die Kinder bekommen ‚Wienerisch‘ nur mit, wenn FreundInnen zu Besuch sind und er mit diesen kurz im ‚Dialekt‘ spricht oder wenn die Kinder Zeit mit den Großeltern verbringen. (vgl. Case 1: Z 77–79 und Z 166). Er sieht es jedoch durchaus als Möglichkeit an, dass seine Kinder später in einen Freundeskreis geraten, in dem ‚Wienerisch‘ gesprochen wird und sie es sich im Zuge dessen aneignen werden¹⁴ (vgl. Case 1: Z 173–177).

Zusätzlich merkte er an, dass er versucht, den Kindern Englisch als Fremdsprache zu vermitteln (vgl. Case 1: Z 73–74).

¹⁴ Im Zuge des Interviews fiel dem Forscher keine negative bzw. abschätzige Einstellung des Probanden bei dieser Aussage auf. Sie schien tendenziell eher neutral zu sein.

3.4.2 Case 2

<i>Bezeichnung:</i>	Case 2
<i>Datum des Interviews:</i>	12.10.2019
<i>Ort des Interviews:</i>	Nebenwohnsitz der Probandin (Wien)
<i>Alter:</i>	59
<i>Sozialisationsort:</i>	Wien
<i>Sozialisationssprache:</i>	Dialekt (Selbsteinschätzung der Probandin)
<i>Bildungshintergrund:</i>	Hoch

Tabelle 6: Information zum Interview und demographische Daten Case 2

Die Subkategorien *Prestige Wienerisch* und *Prestige Hochdeutsch* wurden in diesem Case mangels passender Aussagen seitens der Probandin getilgt.

3.4.2.1 Kategorie: ‚Wienerisch‘

Die Probandin bezeichnet sich selbst eher als ‚Dialektsprecherin‘ (vgl. Case 2: Z 15). Beide Elternteile sprachen ‚Dialekt‘ und auch mit ihr wurde auf diese Art gesprochen. Die sprachliche Kommunikation mit ihren Geschwistern erfolgte ebenfalls im ‚Dialekt‘. Sie merkt jedoch an, dass es sich dabei um keinen ‚tiefen Dialekt‘ gehandelt habe (vgl. Case 2: Z 25–26). Wie sich im weiteren Verlauf des Interviews herausstellt, ordnet sie diesem ‚tiefen Dialekt‘ die Eigenschaft der Unverständlichkeit zu und nennt den ‚Vorarlberger Dialekt‘ als Beispiel (vgl. Case 2: Z 139–140). Die Tatsache, dass sie selbst nicht eine solche Varietät spricht untermauerte sie damit, dass ihr Duktus im Zuge ihrer Schulzeit zu keinem Zeitpunkt thematisiert und sie nie darauf hingewiesen wurde, schöner zu sprechen (vgl. Case 2: Z 55–56 und Z 59–60). Sie schreibt ihrem ‚Dialekt‘ somit implizit eine eher leichte Verständlichkeit zu. Ihr ‚dialektaler‘ Sprachgebrauch scheint jedoch innerhalb der Familie, im Speziellen von einer ihrer Töchter, immer wieder thematisiert zu werden. So beschreibt sie an zwei Stellen des Interviews, dass ihre Tochter sie auf ihren Sprachgebrauch hinweist:

Das ist sogar eher so, dass mich jetzt die Kinder darauf hinweisen, dass ich im Dialekt spreche und sie nicht. Vor allem eine Tochter immer wieder sagt: ‚Na du sagst das so im Dialekt‘ (Case 2: Z 71–73).

Es ist nur manchmal, dass mir eben die Tochter dann sagt, also mich darauf hinweist, dass ich da irgendwas im Dialekt gesagt habe [...] (Case 2: Z 152–153).

Auf Nachfrage, ob sie denn auch jetzt im Zuge des Interviews im ‚Dialekt‘ spreche, gibt die Befragte an, dass sie das ‚Wienerische‘ nicht als ‚Dialekt‘, sondern als ‚normale‘ Art zu spre-

chen betrachte (vgl. Case 2: Z 88). Sie mache sich generell darüber keine Gedanken und es falle ihr selbst nicht auf, wie sie spreche (vgl. Case 2: Z 151–152).

Zum ersten Mal richtig bewusst wurde ihr ihr ‚dialektaler‘ Sprachgebrauch erst in ihrer Schulzeit an einem Gymnasium im 13. Wiener Gemeindebezirk. Dieses Bewusstwerden verbindet sie in ihrer Erzählung zugleich mit einem Schlüsselerlebnis:

[...] aber im Gymnasium, das war im 13. Bezirk, da glaube ich, dann schon gemerkt zu haben, dass die Hietzinger anders sprechen als / oder manche. Das Hietzinger Deutsch war dann sicher anders oder teilweise anders. [F: Anders im Sinne von?] Mehr Hochdeutsch. Also da ist mir dann schon aufgefallen, dass ich wahrscheinlich eher mehr Dialekt spreche. Ganz bewusst ist es mir dann geworden, wie wir mal ein Theaterstück gespielt haben und mit Rollen die jetzt im Wiener Dialekt sprechen sollten und ich war sonst, also nie so dabei bei der Theatergruppe, aber da bin ich dann für eine Rolle vorgesehen gewesen. Also da ist mir das dann eigentlich das erste Mal bewusst geworden. Das war aber schon in der Oberstufe (Case 2: Z 37–48).

Doch auch diese Erfahrung beschreibt die Probandin neutral. Es wurde ihr dadurch zwar bewusst, Auswirkungen hatte dies jedoch weder auf sie persönlich noch auf ihre sprachliche Entwicklung.

Das ‚Wienerische‘ verbindet die Informantin im Speziellen mit ihrer seit langem verstorbenen Tante. „[...] weil ich hab eine Tante gehabt, die war so eine richtige Wienerin und die hat viele Wiener Ausdrücke gekannt, da hab ich gewusst, sie kann mir erklären irgend so einen Wiener Ausdruck“ (Case 2: Z 93–95). Als weitere Assoziationen nennt sie das *Meidlinger L* und *Mundl*, merkte dazu jedoch an, dass sie niemanden kennt, der wirklich so spricht (vgl. Case 2: Z 111–112).

Auf die Frage, ob ihr das ‚Wienerische‘ gefalle, antwortet sie, dass sie den ‚Kärntner Dialekt‘ netter finde und dem ‚Wienerischen‘ eher neutral gegenüberstehe (vgl. Case 2: Z 166–167).

Die Probandin ist zudem der Meinung, dass es ‚DAS Wienerische‘ nicht mehr gibt. Sie begründet dies durch die Vermischung mit vielen anderen Sprachen und ‚Dialekten‘ (vgl. Case 2: Z 102–104). Sie geht zudem davon aus, dass es sich durch die Migration sicherlich weiterhin stark verändern wird (vgl. Case 2: Z 170–174). Generell ist es ihr jedoch nicht wichtig, dass das ‚Wienerische‘ und ‚Dialekte‘ im Allgemeinen erhalten bleiben (vgl. Case 2: Z 157). Trotz allem denkt sie nicht, dass das ‚Wienerische‘ aussterben kann. Hierzu sagt sie folgendes: „Es kann nicht aussterben, weil es immer Wiener gibt. Es wird sich verändern. Es war sicher vor 100 Jahren anders, es ist jetzt anders und wird in 100 Jahren anders sein. Es lebt einfach“ (Case 2: Z 161–163).

➤ Subkategorie: Stigma ‚Wienerisch‘

Die Informantin gibt ein Erlebnis wieder, das ihr bewusst machte, dass ihre ‚dialektale‘ Sprechweise womöglich Auswirkungen auf die schulischen- bzw. auf die Rechtschreibleistungen ihrer Töchter haben könnte.

[...] oder geschaut, dass halt schöner gesprochen wird. Nachdem wir dann ein paar Mal mitbekommen haben, dass / Also das erste Erlebnis war, wie ich einen Gutschein von der Tochter bekommen habe, das wir in der ersten Klasse, zum fünf Mal Kirschspüler-Ausräumen und ich nicht gewusst habe, was sie meint [...]. Das hat sich irgendwie so vermischte [...]. Hab ich dann probiert manches bewusst schöner zu sprechen (Case 2: Z 78–84).

Die Probandin scheint vor allem ‚tiefe Dialekte‘ zu stigmatisieren. So betont sie bereits gegen Beginn des Interviews, dass sie selbst sicher keinen ‚tiefen Dialekt‘ spreche und distanziert sich somit von der entsprechenden SprecherInnengruppe (vgl. Case 2: Z 25–26). Im späteren Verlauf gibt sie dann an: „Also es kommt eher authentisch rüber, wenn jemand immer gleich spricht. Egal, ob er jetzt einen Vortrag hält oder im Gespräch, egal mit wem. Wenn er einfach redet, [...] wie er halt immer redet“ (Case 2: Z 133–136). Sie hebt jedoch kurz darauf hervor, dass dies nur für jene ‚Dialekte‘ gelte, die ihrem Empfinden nach als verständlich einzustufen sind (vgl. Case 2: Z 138–139). Sie impliziert dadurch, dass sich Menschen, die einen tendenziell schwer verständlichen ‚Dialekt‘ sprechen, anpassen bzw. ihren ‚Dialekt‘ ‚abmildern‘ sollten, auch wenn dies auf Kosten deren Authentizität geschehen würde.

In ihrem beruflichen Umfeld rückt auch sie von ihrem Konzept des *Wienerischen* ab und passt sich dem Sprachgebrauch ihres Kollegium an (vgl. Case 2: Z 63–66). Weshalb dies geschieht, wurde nicht deutlich. Es kann jedoch spekuliert werden, dass dies damit zusammenhängt, dass ein zu starker ‚Dialektgebrauch‘ als unprofessionell oder unpassend empfunden werden könnte.

3.4.2.2 Kategorie: ‚Umgangssprache‘

Die Probandin scheint kein Konzept von *Umgangssprache* im Bewusstsein zu haben. Gewisse Angaben ihrerseits könnten allerdings implizit darauf hindeuten, dass sie die ‚Umgangssprache‘ als ‚natürliche‘ Alltagssprache ansieht. So merkte sie an unterschiedlichen Stellen im Interview an, dass sie sowohl einen schwer verständlichen ‚Dialekt‘ als auch ein ‚Hochdeutsch‘, das nicht die ‚normale‘ Alltagssprache ist, als nicht authentisch empfindet (vgl. Case 2: Z 133–136 und Z 138–140).

Auch Aussagen wie: „[...] wenn er normal Hochdeutsch, also halt Deutsch halt, [...]“ (Case 2: Z 128–129) oder „[...] manchmal eher nach der Schrift. Aber so wie es halt die Wiener, denke ich mit, im großen Durchschnitt alle machen“ (Case 2: Z 65–66) deuten darauf hin, dass die

Befragte durchaus ein laienlinguistisches Konzept von *Umgangssprache* besitzt, sich dessen aber dem Anschein nach nicht bewusst ist.

3.4.2.3 Kategorie: ‚Hochdeutsch‘

Das ‚Hochdeutsche‘ spielte in der Primärsozialisation der Probandin so gut wie keine Rolle. Laut ihren Angaben wurde sie im ‚Dialekt‘ erzogen. Zum ersten Mal wirklich bewusst wurde ihr das Konzept der *Standardsprache* erst im Gymnasium im 13. Wiener Gemeindebezirk, als sie bemerkte, dass die anderen SchülerInnen eher ‚Hochdeutsch‘ sprachen als sie. Die Sprechweise ihrer MitschülerInnen bezeichnete sie in diesem Zusammenhang als ‚Hietzinger Deutsch‘ (vgl. Case 2: Z 37–40). Das ‚Hochdeutsche‘ gelangte dadurch zwar in ihr Bewusstsein, diese Erfahrung stellte für sie jedoch weder eine Negativerfahrung dar, noch bewirkte sie Veränderungen in ihrem eigenen Duktus (vgl. Case 2: Z 52–53).

Neben dem Begriff des ‚Hietzinger Deutsch‘ assoziiert die Befragte mit dem Konzept des *Hochdeutschen* vor allem ‚schön‘ und ‚nach der Schrift‘ sprechen (vgl. Case 2: Z 65, Z 84 und Z 140).

Die Informantin gab während des Interviews keine Situation an, in der sie ‚Hochdeutsch‘ sprechen würde. Sie nannte lediglich ein berufliches Beispiel, bei dem sie von ihrer ‚dialektalen‘ Sprechweise abrücke: „Ja da spricht man dann vielleicht bewusster manchmal eher nach der Schrift. Aber so wie es halt die Wiener, denke ich mir, im großen Durchschnitt alle machen“ (Case 2: Z 64–66). Die Angabe, dass sie in diesem Falle so spreche wie der Durchschnittswiener / die Durchschnittswienerin deuten jedoch eher auf einen ‚umgangssprachlichen‘ als auf einen ‚standardsprachlichen‘ Sprachgebrauch hin. Somit kann festgehalten werden, dass, das Konzept des ‚Hochdeutschen‘ im Leben der Probandin keinerlei Anwendung findet bzw. für sie persönlich keine Bedeutung hat.¹⁵

➤ Subkategorie: Stigma ‚Hochdeutsch‘

Auf die Frage, wie sie sich den typischen ‚Hochdeutschsprecher‘ / die typische ‚Hochdeutschsprecherin‘ vorstelle, antwortete die Befragte: „Die typischen WUler vom 19. Bezirk“ (Case 2: Z 118). Sie hatte erst kurz vor dem Interview einem dieser Studenten in der Straßenbahn zugehört und dachte sich: „[...] mah, das ist genau DAS Bild“ (Case 2: Z 122). Durch die regionale und bildungstechnische Verortung und speziell durch den Unterton in ihrer Aussage lies sich heraushören, dass sie mit dem ‚Hochdeutschen‘ vor allem die ‚verwöhnte‘

¹⁵ Diese Theorie bezieht sich rein auf das auf Basis des Interviews zur Verfügung stehende Datenmaterial.

Oberschicht verbindet, die ein für sie schon fast ‚unnatürliches‘ und ‚übertriebenes Hochdeutsch‘ spricht.

3.4.2.4 Kategorie: Sprachliche Sozialisation

Laut der Probandin wurde sie ‚dialektal‘ primärsozialisiert, da beide Elternteile im ‚Dialekt‘ gesprochen haben und auch der sprachliche Umgang mit ihren Geschwistern in diesem erfolgte (vgl. Case 2: Z 15 und Z 25–26). Das ‚Hochdeutsche‘ habe bei ihrer Erziehung keine Rolle gespielt und es wurde im Elternhaus auch nicht thematisiert, dass sie ‚schöner‘ oder mehr ‚nach der Schrift‘ sprechen sollte (vgl. Case 2: Z 31).

In ihrer Schulzeit bemerkte sie zwar, dass sie im Vergleich zu ihren MitschülerInnen deutlich mehr im ‚Dialekt‘ spricht, sie sah aber keine Veranlassung ihren Sprachgebrauch zu verändern bzw. anzupassen (vgl. Case 2: Z 42–43). Womöglich auch deshalb, da die Informantin auch in ihrer Schulzeit nie darauf hingewiesen wurde, ‚schöner‘ zu sprechen. Weder von den LehrerInnen noch von den MitschülerInnen (vgl. Case 2: Z 55–56 und Z 59–60).

Generell hat die Befragte nur sehr wenig Interesse an der Thematik Sprache an sich. Sie merkt wiederkehrend an, dass das eigentlich kein Thema für sie ist (vgl. Case 2: Z 154). Es entstand der Eindruck, dass für sie Sprache etwas ‚Natürliches‘ ist. Man spricht eben so, wie man spricht und wie man es in der Kindheit erlernt hat. Wichtig ist ihr nur, dass der Mensch dabei authentisch wirkt (vgl. Case 2: Z 133–134).

➤ Subkategorie: Sprachliche Sozialisation der eigenen Kinder

Die Einstellung der Probandin zur Sprache spiegelte sich auch in der sprachlichen Erziehung ihrer Kinder wieder. Sie gibt an, diese nach Gefühl erzogen zu haben (vgl. Case 2: Z 71). Was sie damit meint, erklärt sie wenig später, indem sie sagt, dass sie mit den Kindern eher so gesprochen habe, wie sie auch mit ihrem Ehemann machen würde (vgl. Case 2: Z 77–78). Sie wandte also ihren ‚normalen‘, ‚dialektalen‘ Sprachgebrauch auch bei den Kindern an. Erst ein sprachliches Schlüsselerlebnis mit einer ihrer Töchter¹⁶ brachte sie dazu, gewisse Wörter bewusst ‚schöner‘ auszusprechen (vgl. Case 2: Z 79–84).

Interessanterweise sprechen ihre Kinder, laut der Informantin, heute alle ‚Hochdeutsch‘ und besonders von einer Tochter wird sie immer wieder darauf hingewiesen, dass sie im ‚Dialekt‘ spreche (vgl. Case 2: Z 71–73 und Z 152–154). Weshalb diese Differenz zwischen ihrem

¹⁶ Näher beschrieben in Kapitel 3.4.2.1.

Duktus und dem ihrer Kinder besteht, wurde von der Probandin allerdings nicht näher ausgeführt.

3.4.3 Case 3

Information zum Interview und demographische Daten des Probanden:

<i>Bezeichnung:</i>	Case 3
<i>Datum des Interviews:</i>	13.10.2019
<i>Ort des Interviews:</i>	Wohnsitz des Probanden (Moosbrunn)
<i>Alter:</i>	59
<i>Sozialisationsort:</i>	Wien
<i>Sozialisations-sprache:</i>	Dialekt (Selbsteinschätzung des Probanden)
<i>Bildungshintergrund:</i>	Niedrig

Tabelle 7: Information zum Interview und demographische Daten Case 3

Die Subkategorie *Stigma Hochdeutsch* wurde in diesem Case mangels passender Aussagen seitens des Probanden getilgt.

3.4.3.1 Kategorie: ‚Wienerisch‘

Der Proband beschrieb sich selbst als Sprecher des ‚Wienerischen‘ (vgl. Case 3: Z 97). Merkmale jedoch in diesem Zusammenhang an:

Ich meine, ich rede zwar im Dialekt, bin aber nicht jetzt der extreme Prolet dadurch. Aber ich bin halt so aufgewachsen, nicht? [...] Aber es kommt halt darauf an dann, was für einen Dialekt haben. Ob sie es jetzt so in die Länge ziehen oder von den Ausdrücken her, da ist halt ein großer Unterschied, nicht? Kann Dialekt reden und kann trotzdem halbwegs normal rüberkommen und ich kann einen Slang haben und Ausdrücke verwenden, wo du dir denkst: ‚Oida, das ist tiefste Schublade.‘ Das will ich natürlich nicht (Case 3: Z 102–104).

Auffällig an dieser Aussage ist, dass der Proband offenbar den ‚Dialekt‘, den er selbst spricht, mit gewissen Stereotypen verbindet (oder diese zumindest in seinem Bewusstsein eine Rolle spielen) und er innerhalb des ‚Wienerischen‘ zwischen einem ‚tieferen‘ Slang und einem ‚feineren Dialekt‘ unterscheidet.

Interessanterweise gibt der Informant an, dass er in seinem Elternhaus ‚nach der Schrift‘ erzogen wurde¹⁷, dennoch habe sich bei ihm das ‚Wienerische‘ durchgesetzt, da diese Sprechweise laut ihm in seiner Kindheit in Wien so üblich war. Er argumentiert weiter, dass dies auch damit zusammenhänge, dass er in einer Arbeiterfamilie und einem Arbeiterbezirk¹⁸ aufwuchs. Demzufolge wäre seine sprachliche Sozialisation sicherlich anders gehandhabt worden, wenn er in Döbling aufgewachsen wäre. In diesem Fall so meint er, wäre mehr Wert da-

¹⁷ Eine, wie sich im Verlaufe des Interviews herausstellte, widersprüchliche Behauptung, die in den Kapiteln 3.4.3.2 sowie 3.4.3.4 aufgegriffen wird.

¹⁸ Der Proband wuchs im 10. Wiener Gemeindebezirk auf.

rauf gelegt und seine Sprechweise ‚schöner‘ geworden (vgl. Case 3: Z 8–14). Aus dieser Argumentation lässt sich vor allem herauslesen, dass er das ‚Wienerische‘ stark bezirksspezifisch und an bestimmte soziale Schichten gebunden sieht. Der Befragte geht davon aus bzw. hat die Erfahrung gemacht, dass der ‚Dialekt‘ in seiner Jugend vor allem in Bezirken, in denen zumindest der Großteil der BewohnerInnen einer tendenziell niedrigen sozialen Schicht angehörten, beheimatet war. Die für ihn ‚schönere‘ Sprache verortet er in den ‚feineren‘ Bezirken Wiens. Diese Einstellung untermauert er in weiterer Folge, indem er wiederkehrend behauptete, dass ein kürzerer Besuch der Schule und auch eine bildungstechnisch niedrigere Schulform dazu beitragen würden, dass eine Person im ‚Dialekt‘ / ‚Wienerischen‘ spricht. Dazu sei an dieser Stelle ein exemplarisches Beispiel zitiert:

Jetzt wenn die nur Hauptschule machen, gehen dann arbeiten, dann bleibst du in dem Umfeld und darum wird sich da auch nichts auch ändern, nicht? Gehst du weiter in die Schule, machst höhere Schule weiter, da wird das dann gefördert. Englisch dazu und so weiter und so fort. Und du hast (...) längere Jahre Zeit quasi nach der Schrift zu reden und da tust du dich dann nicht mehr umgewöhnen (Case 3: Z 179–184).

Auch die regionale Gebundenheit des ‚Wienerischen‘ wird in weiterer Folge nochmals vom Probanden hervorgehoben, als er erzählt, dass er im 10. Wiener Gemeindebezirk seinen Beruf gelernt habe. Dort war, laut ihm, der ‚Dialekt‘ damals so üblich. Hätte er in einem anderen Bezirk, bei einer anderen Firma gelernt, so hätte er sich seiner Ansicht nach sprachlich „umgewöhnen“ müssen (vgl. Case 3: Z 86–89). Die Verortung des ‚Wienerischen‘ in der ‚Arbeiterklasse‘ und den ‚Arbeiterbezirken‘ ist somit ein immer wiederkehrendes Motiv im Zusammenhang mit dem laienlinguistischen Konzept des *Wienerischen* des Probanden.

Um den Bogen zurück zu seiner sprachlichen Primärsozialisation zu spannen, sei an dieser Stelle erwähnt, dass der Informant angibt, dass in seinem sozialen Umfeld, abgesehen von den Unterrichtssituationen in der Schulzeit, ausschließlich ‚Wienerisch‘ gesprochen wurde. So nannte er in seiner frühen Jugend Besuche mit FreundInnen im Park und das Fußballspielen als Beispiele des ‚dialektalen‘ Sprachgebrauchs (vgl. Case 3: Z 25–27). Den Umgangston zwischen den SchülerInnen innerhalb der Pausen bezeichnet er als ‚Slang‘ (vgl. Case 3: Z 36). Auch die Zeit nach seinem Schulbesuch wurde vom ‚Wienerischen‘ dominiert:

Erst wie wir älter waren oder dann wie die Schulzeit aus war, Bundesheer natürlich, so hat sich das / da warst dann schon quasi erwachsen und selbstständig und natürlich auch in der Freizeit was halt da unternommen hast, nicht? Die Veranstaltungen, Lokale, da ist halt dann nicht mehr nach der Schrift geredet worden. Da war der 10.-Bezirk-Slang drauf überall, nicht? [...] War (...) das Handelsübliche quasi für den 10. Bezirk, nicht (Case 3: Z 38–45).

Betrachtet man die Aussage, dass seine Eltern ihn ‚nach der Schrift‘ erzogen haben, und seine Beschreibungen betreffend den sprachlichen Umgang seiner regionalen Umgebung und seines sozialen Umfelds, so kann man davon ausgehen, dass der Informant den Erwerb des ‚Wiene-

rischen‘ vor allem vom Umfeld und weniger vom Elternhaus abhängig macht. Lässt man den Unterricht innerhalb der Schule und womöglich auch die sprachliche Erziehung durch das Elternhaus außen vor, so lässt sich zudem summieren, dass das ‚Wienerische‘ in sämtlichen Bereichen des Lebens des Probanden der vorherrschende Duktus war. Dies setzte sich auch in seinem Erwachsenenleben fort. So gibt er an, dass er auch heute noch sowohl im Berufs- als auch im Privatleben im ‚Dialekt‘ spricht (vgl. Case 3: Z 72–73 und Z 146–147). Er begründet dies vor allem damit, dass er eben so aufgewachsen sei und auch keinen Grund habe, seine Sprechart zu ändern. Der Proband merkte jedoch an, dass eine Partnerin, die ihn dazu anhalten würde, ‚schöner‘ oder ‚nach der Schrift‘ zu sprechen, ein Kriterium für ihn wäre, um sich sprachlich anzupassen (vgl. Case 3: Z 146–149).

Auf die Frage, wie und ob er die Umgebungssprache im 10. Wiener Gemeindebezirk heute im Vergleich zu seiner Kindheit als verändert ansieht, gab er an, dass es ‚Dialekt‘ nur noch von den paar ÖsterreicherInnen gebe, die noch dort wohnen. Hauptsächlich würde allerdings ‚ausländisch‘ gesprochen werden (vgl. Case 3: Z 50–51). Er ist zudem der Überzeugung, dass das ‚Wienerische‘ aussterben wird:

Nein, das stirbt sicher aus. [F: Glaubst schon?] Na sicher, weil (...) Wien ist ja jetzt schon fast unterwandert und das bleibt ja nicht stehen. Das wird ja mehr, nicht? Also ist eigentlich nicht mehr aufzuhalten und, ja, wird halt ausländisch und vielleicht, die paar, die überbleiben, mehr nach der Schrift geredet oder die, was geschafft haben Deutsch zu lernen und eine bessere Schulausbildung haben, die reden sowieso nach der Schrift, nicht? Auch Ausländer natürlich. Nicht nur Inländer. Also da hat sich ein bissl was verdreht und der Dialekt, der Wiener Dialekt, wird ja in dem Sinn gar nicht mehr viel oder oft weitergegeben, nicht (Case 3: Z 58–67).

Betrachtet man diese Aussage, so nennt er drei ausschlaggebende Punkte, die seiner Meinung nach für das ‚Aussterben‘ des Wienerischen verantwortlich sind bzw. sein werden. Zunächst führte er das Hinzukommen anderer Sprachen zum ‚Wienerischen‘ respektive Deutschen an. Dadurch sei der ‚Wiener Dialekt‘ verdrängt worden. Als zweiten Punkt nannte er erneut die ‚bessere‘ Schulbildung, von der er ausgeht, dass sie den Kindern das ‚schönere‘ Sprechen beibringe. Als dritten und letztes Argument führte er an, dass das ‚Wienerische‘ nicht mehr viel und oft weitergegeben werde.

➤ Subkategorie: Prestige ‚Wienerisch‘

Der Proband hat mit Menschen aus anderen Bundesländern die Erfahrung gemacht, dass sie ihm aufgrund seiner Sprachweise sofort angehört haben, dass er aus Wien stammt. Das stört ihn allerdings nicht, im Gegenteil. Er ist der Meinung, dass man seinen ‚Dialekt‘ nicht verheimlichen sollte. Wenn ein ‚Dialekt‘ in einer Region üblich ist, so sollte dieser nicht versteckt, sondern beinahe schon gefördert werden. Zumindest sollte man nicht damit aufhören,

ihn an die nächste Generation weiterzugeben. Denn wenn er ganz verloren gehen würde, würde der Informant das bedauerlich finden (vgl. Case 3: Z 16–22). Dies zeigt, dass der Befragte ‚Dialekte‘ als eine Art positives Aushängeschild und ein spezielles Charakteristikum einer Region empfindet und er es als wertvoll erachtet, dass diese erhalten bleiben.

Ein immer wiederkehrendes Motiv des Interviews war, dass der Proband betonte, dass er mit dem ‚Wienerischen‘ aufgewachsen ist. An einer Stelle sagt er dazu: „Eigentlich gefällt es mir, ja? Ich bin ja so aufgewachsen, darum gefällt dir das“ (Case 3: Z 99–100). Die Einstellung, dass ihm das ‚Wienerische‘ gefällt, da er damit aufgewachsen ist, könnte darauf hinweisen, dass er mit diesem ‚Dialekt‘ ein gewisses Heimatgefühl und positive Erinnerungen aus der Vergangenheit verbindet. Betrachtet man zudem seine Erzählungen als Ganzes, so liegt die Vermutung nahe, dass das ‚Wienerische‘ durchaus eine nicht zu unterschätzende Rolle in der Konstruktion seiner damaligen und heutigen Identität eingenommen hat bzw. noch immer einnimmt.

➤ Subkategorie: Stigma ‚Wienerisch‘

Aus dem Interview geht unmissverständlich hervor, dass für den Probanden der Gebrauch des ‚Wienerischen‘ gleichbedeutend für eine schlechte Schulbildung und einen sozial geringeren Status steht. Dazu sei an dieser Stelle exemplarisch folgendes Beispiel angeführt:

Bis zur dritten in der HAK schön gesprochen immer, aufgehört, zurückgefallen, Bodenverlegen mit Tschuschen und Proleten, ja? Wenn du ihn dir heute anhörst, dann muss ich ihm oft sagen: ‚Herst geh M., red schöner. Das ist ein Wahnsinn, du hast einen Slang drauf, da stellts mir die Ohren auf‘. Weil ich das von meine Kinder nicht gewohnt bin. Wenn ich so rede, für mich ist es ok, weil ich bin so aufgewachsen. Wenn ich es bei den Kindern höre, dann denke ich mir, die haben schön geredet und der M., da ist es so bergab gegangen. Umfeld wieder (Case 3: Z 186–192).

Hier findet sich zunächst wieder die Verbindung zwischen ‚schön‘ sprechen und der ‚besseren‘ Schulbildung. Der Informant gibt an, dass sein Sohn, solange er die Handelsakademie besuchte, immer ‚schön‘ gesprochen habe. Als dieser die Schule abgebrochen und einen Beruf als Bodenleger angenommen hatte, veränderte sich auch dessen Sprechweise. Der Befragte bezeichnet diese als ‚Slang‘ und verbindet diese Veränderung mit dem neuen Umfeld seines Sohnes. Zudem bringt er die Verwendung des ‚Wienerischen‘ seines Sohnes mit einem (sozialen) Abstieg in Beziehung, indem er meint, dass es für jenen bergab gegangen ist.

An einer anderen Stelle im Interview stigmatisiert der Proband das ‚Wienerische‘, indem er sagt: „Natürlich, wenn ich jetzt (...) meine Kinder reden höre, ja, dann kommt das natürlich weit weniger primitiv rüber, wenn sie schön reden, als wenn ich im Wiener Dialekt reden würde, ja“ (Case 3: Z 100–102). Aus dieser Einstellung lässt sich eindeutig ableiten, dass der Informant das ‚Wienerische‘ und das ‚Hochdeutsche‘ nicht auf einer Stufe sieht. Das ‚Wiene-

rische‘ ist für ihn hinsichtlich bestimmter Aspekte unverkennbar minderwertiger und entspricht nicht seiner Vorstellung einer gewählten und gehobenen Ausdrucksweise.

Als der Informant über seinen Bruder spricht, trifft er eine äußerst interessante Aussage:

Bei meinem großen Bruder, der hat ein relativ feines Umfeld gewählt für sein weiteres Leben. Der hat sich umgewöhnen müssen nach der Schrift zu sprechen, weil es dort sonst anscheinend nicht so reingepasst hätte oder das nicht so gerne gesehen wäre. Der hat sich halt umgeändert. Der hat so geredet, wie mein ich oder mein jüngerer Bruder (Case 3: Z 137–143).

Dies deckt sich mit seiner zuvor erwähnten Einstellung, dass er das ‚Wienerische‘ und das ‚Hochdeutsche‘ nicht als gleichwertig ansieht. Auch hier verbindet er das ‚feine‘ Umfeld mit dem ‚Hochdeutschen‘. Das ‚Wienerische‘ hat in diesem Umfeld für ihn keinen Platz, da es nicht zu der ‚höheren‘ Gesellschaftsschicht passt und von dieser auch nicht gerne gesehen wird.

3.4.3.2 Kategorie: ‚Umgangssprache‘

Auch dieser Interviewpartner scheint kein konkretes Konzept von *Umgangssprache* im Bewusstsein zu haben. Im Interview selbst wurde es zu keiner Zeit explizit erwähnt. Einige Interviewpassagen deuten jedoch darauf hin, dass gerade die ‚Umgangssprache‘ eine größere Rolle im Leben des Probanden eingenommen hat bzw. einnimmt, als ihm selbst bewusst ist. So gab er seine sprachliche Primärsozialisation betreffend an, dass er eher nach der Schrift als im ‚Dialekt‘ erzogen wurde (vgl. Case 3: Z 8). Betrachtet man das vor dem Hintergrund, dass er später angibt, dass er mit dem ‚Wienerischen‘ vor allem sein Elternhaus verbindet (vgl. Case 3: Z 134), kann man davon ausgehen, dass seine sprachliche Erziehung durch die Eltern wohl nicht in ‚Hochdeutsch‘ erfolgte, sondern wahrscheinlich dem Konzept der *Umgangssprache* am ehesten nahe kam.

Einen weiteren impliziten Hinweis darauf, dass er, zumindest unbewusst, ein Konzept von *Umgangssprache* besitzt, könnte seine Einschätzung betreffend der Sprechart seiner Kinder geben. Diese bezeichnete er als weniger ‚dialektal‘ als seine eigene (vgl. Case 3: Z 169). Bedenkt man, dass er sich selbst als Sprecher des ‚Wienerischen‘ sieht, so könnte diese, wie der Proband sie sieht, abgeschwächte Form des ‚Dialekts‘ durchaus dem Konzept der *Umgangssprache* entsprechen oder sich ihm zumindest annähern.

3.4.3.3 Kategorie: ‚Hochdeutsch‘

Der Befragte gibt an, dass er in seinem Elternhaus ‚nach der Schrift‘ sprachlich primärsozialisiert wurde. Dennoch hat sich bei ihm bereits in seiner Jugend der ‚Dialekt‘ durchgesetzt (vgl. Case 3: Z 8–9). Die Bezeichnung ‚nach der Schrift‘ scheint, wenn man seine Aussagen betrachtet, allgemein dem laienlinguistischen Konzept des Probanden von *Hochdeutsch* zu entsprechen. Er verwendete diesen Begriff entweder direkt als Synonym für das ‚Hochdeutsche‘ oder als mit ihm in Beziehung stehend. Exemplarisch dafür sei folgendes Beispiel angeführt: „Hätte ich ein Gymnasium gemacht, wäre mir das nach der Schrift wahrscheinlich geblieben, ja? [...] Wenn du lauter Freunde hast aus Arbeiterfamilien, da wird natürlich weniger nach der Schrift gesprochen“ (Case 3: Z 78–81). Einen weiteren Begriff, den er regelmäßig im Zusammenhang mit der ‚Standardsprache‘ verwendet, ist ‚schön‘ reden bzw. sprechen.

Der Informant kam mit dem ‚Hochdeutschen‘, abgesehen von seinem Elternhaus, nur innerhalb von Unterrichtssituationen in der Schule in Kontakt. In allen anderen Bereichen seines Lebens spielte es hingegen keine oder nur eine geringe Rolle. Dies hat sich bis heute auch nicht mehr geändert. Er spricht mittlerweile gar kein ‚Hochdeutsch‘ mehr, sondern ausschließlich ‚Wienerisch‘. Dazu gibt er an: „[...] ich müsste mich zwar umgewöhnen, aber ich könnte auch nach der Schrift reden. Was heute für mich ein bissl ein Problem ist, weil ich / da muss ich mich wirklich konzentrieren, dass ich nicht einen Blödsinn rede dann im Endeffekt“ (Case 3: Z 30–33). Es würde ihm also mittlerweile ein hohes Maß an Konzentration abverlangen, um überhaupt ‚sinnvolles‘ ‚Hochdeutsch‘ zu sprechen. Dennoch steht er dem ‚Hochdeutschen‘ keinesfalls ablehnend gegenüber. Der Proband hatte, laut eigener Aussage, schlicht nie einen Grund ‚Hochdeutsch‘ zu sprechen. Weder sein privates noch sein berufliches Umfeld hat dies je erfordert. Er würde sich allerdings noch immer bemühen ‚schöner‘ bzw. ‚nach der Schrift‘ zu sprechen, wenn etwa seine Partnerin ihn darum bitten würde (vgl. Case 3: Z . 144–149).

Auf die Frage, was bzw. wen er mit dem ‚Hochdeutschen‘ verbinde, antwortete der Informant, dass er dabei vor allem an seine Kinder und seinen großen Bruder denke (vgl. Case 3: Z 137). Zusätzlich geht aus seinen Erzählungen deutlich hervor, dass er den Erwerb des ‚Hochdeutschen‘ stark von dem persönlichen Umfeld und dem Besuch höherer Schulen abhängig macht (vgl. Case 3: Z 174–182). Auch die Örtlichkeit nimmt laut ihm einen Einfluss. So nennt er etwa Döbling als einen Bezirk, von dem er ausgeht, dass dort ‚schöner‘ gesprochen wird (vgl. Case 3: Z 12–13).

➤ Subkategorie: Prestige ‚Hochdeutsch‘

Für den Befragten steht das ‚Hochdeutsche‘ gleichbedeutend für einen hohen Bildungsgrad und ein ‚feines‘ soziales Umfeld. So argumentiert er etwa, dass man, wenn man die Schule eine lange Zeit über besucht, eher dazu tendiert, ‚Hochdeutsch‘ zu sprechen (vgl. Case 3: Z 181–184). Jemand, der früher von der Schule abgeht und zu arbeiten beginnt, besitzt für ihn dahingehend nicht die gleichen Chancen. Diese Menschen neigen für den Probanden dann eher zum ‚Dialekt‘ (vgl. Case 3: Z 179–180). Zudem nennt er das mittlerweile ‚feinere‘ Umfeld seines älteren Bruders. Dieser habe sich das ‚Hochdeutsche‘ angewöhnt, da dies besser zu dieser Gesellschaftsschicht passe (vgl. Case 3: Z 138–142).

Ein weiteres Beispiel dafür, dass ‚Hochdeutsch‘ für den Informanten deutlich mehr Prestige besitzt als das ‚Wienerische‘, lässt sich finden, als er sagt, dass es weit weniger primitiv sei, wenn seine Kinder ‚schön‘ anstatt ‚Wienerisch‘ sprechen (vgl. Case 3: Z 100–102).

3.4.3.4 Kategorie: Sprachliche Sozialisation

Die sprachliche Primärsozialisation des Probanden erfolgte, gemäß seinen Angaben, eher ‚nach der Schrift‘ (vgl. Case 3: Z 8). In dieser Aussage verbirgt sich ein gewisser Widerspruch, da er später angab, dass er das ‚Wienerische‘ vor allem mit seinem Elternhaus verbinde (vgl. Case 3: Z 134). Der Informant begründet die Durchsetzung des ‚Dialekts‘ bei ihm vor allem damit, dass dies damals in Wien eben die übliche Sprechweise gewesen sei (vgl. Case 3: Z 8–10). Weiter dazu beigetragen habe sein soziales Umfeld. Auch in diesem wurde vornehmlich ‚Wienerisch‘ gesprochen (vgl. Case 3: Z 25–29).

Seine Schulzeit beschreibt der Befragte als Mischung aus ‚Hochdeutsch‘ im Unterricht und ‚Slang‘ in den Pausen (vgl. Case 3: Z 36–37). Nach seiner Schulzeit gibt er an, habe er keinen Grund gehabt sich sprachlich nochmal umzustellen, da es weder in seinem Beruf, noch in seinem Privatleben einen Anlass dafür gegeben hätte. Im Gegenteil, das ‚Wienerische‘ war in allen seinen Lebensbereichen die vorherrschende Sprachvarietät (vgl. Case 3: Z 40–43 und Z 86–89). Somit hat sich das ‚Wienerische‘ als sein individueller Duktus fest etabliert.

➤ Subkategorie: Sprachliche Sozialisation der eigenen Kinder

Mit seinen Kindern hat der Proband, bis zu einem gewissen, nicht näher definierten, Schulalter, ‚nach der Schrift‘ gesprochen. Jedoch merkt er zugleich an, dass er mit seiner Frau im ‚Dialekt‘ gesprochen habe (vgl. Case 3: Z 71–73). Es stellt sich daher die Frage, inwiefern der Informant seinen Sprachgebrauch tatsächlich an den jeweiligen Gesprächspartner / die jewei-

lige Gesprächspartnerin angepasst hat. Vor allem mit dem Blick auf Situationen, in denen alle Familienmitglieder zusammen waren und sich gemeinsam unterhalten haben.

Zusätzlich gibt der Proband im Zusammenhang mit dieser Subkategorie an, dass es ihm nicht gefalle, wenn seine Kinder im ‚Wienerischen‘ gesprochen haben oder heute so sprechen (vgl. Case 3: Z 100–102).

3.4.4 Case 4

Information zum Interview und demographische Daten der Probandin:

<i>Bezeichnung:</i>	Case 4
<i>Datum des Interviews:</i>	30.10.2019
<i>Ort des Interviews:</i>	Midi Café & Bistrot (Wien)
<i>Alter:</i>	29
<i>Sozialisationsort:</i>	Wien
<i>Sozialisierungssprache:</i>	Hochdeutsch (Selbsteinschätzung der Probandin)
<i>Bildungshintergrund:</i>	Hoch

Tabelle 8: Information zum Interview und demographische Daten Case 4

Die Subkategorie *Sprachliche Sozialisation der eigenen Kinder* wurde im Falle dieses Cases getilgt.¹⁹

3.4.4.1 Kategorie: ‚Wienerisch‘

Die Probandin behauptet von sich selbst, dass sie niemals im ‚Dialekt‘ spricht (vgl. Case 4: Z 187). Auch in ihrer Kindheit habe es laut ihr keine Berührungspunkte mit dem ‚Wienerischen‘ gegeben. Dies brachte sie auch mit ihrem Wohnort, dem 13. Wiener Gemeindebezirk, in Verbindung (vgl. Case 4: Z 139–142).

Sie scheint mit dem Konzept des *Wienerischen* vor allem eine Sprechweise der Unterhaltungsbranche zu assoziieren. So gibt sie an, dass sie mit dem ‚Wienerischen‘ vor allem Wiener Kabarettisten und die *Vorstadtweiber*²⁰ verbinde (vgl. Case 4: Z 92–94). Dieser Eindruck verstärkt sich zusätzlich durch ihre Aussage, dass sie das ‚Wienerische‘ unheimlich unterhaltsam finde (vgl. Case 4: Z 98). Im alltäglichen Leben der Informantin spielt es jedoch keine Rolle.

Die Befragte unterscheidet nicht explizit zwischen unterschiedlichen Ausdrucksweisen des ‚Wienerischen‘²¹, sondern macht den Eindruck, den es auf sie hinterlässt, am äußeren Erscheinungsbild einer Person fest (vgl. Case 4: Z 98–101). Es macht für sie also keinen Unterschied, wie die Person spricht, sondern wie diese dabei visuell auf sie wirkt. Spricht jemand beispielsweise in einem Anzug ‚Wienerisch‘, so besitzt dies einen gewissen Charme für sie.

¹⁹ Für die Begründung der Tilgung siehe Kapitel 3.3.

²⁰ Eine österreichische Fernsehserie, die in Wien spielt.

²¹ Im weiteren Verlauf des Interviews erwähnt sie noch eine weitere Varietät des ‚Wienerischen‘ (‚Tschuschen-Deutsch‘). Der soziale Kontext derselben spielte jedoch bei dieser Aussage keine Rolle.

Hört und sieht sie jedoch einen Bauarbeiter²², der ebenso spricht, so empfindet sie das als tendenziell negativ.

Sie behauptet, dass es ihr gefallen würde, wenn sie selbst ‚Wienerisch‘ sprechen würde. Dies fände sie jedoch nicht authentisch, da sie es von zu Hause nicht so mitbekommen habe (vgl. Case 4: Z 107–109). Die Probandin erkennt also einen Zusammenhang zwischen der sprachlichen Sozialisation durch das Elternhaus und der ‚authentischen‘ Art und Weise eines Menschen zu sprechen.

Als ‚das‘ typische sprachliche Merkmal des ‚Wienerischen‘ sieht sie die Endung *-erl*. „Für das Wienerische definitiv das *-erl* hinten dran. [...] Krügerl, ja also fast Verniedlichung der Worte. So ein schönes Tagerl (...) oder Dazerl oder ja“ (Case 4: Z 209–212).

Für die Informantin verändert sich die Sprache und das ‚Wienerische‘ im Allgemeinen immer. Jedoch denkt sie nicht, dass der Zuzug aus anderen Bundesländern einen Einfluss auf das ‚Wienerische‘ habe (vgl. Case 4: Z 171–172). Im Bezug auf den Zuzug aus dem Ausland hat sie das Nachfolgende festgestellt:

Und sonst Zuzug generell aus dem Ausland (...) naja, sind wir uns ehrlich, Tschuschen-Deutsch oder so, aber das ist dann wieder so eine Mischung zwischen Ausländisch, Slash, Wienerisch. Oder halt sie versuchen das Wienerische zu übernehmen. Was eigentlich eine interessante Frage wäre, ob es ist, weil sie sich damit leichter tun, oder eben, weil sie es selber so aufnehmen (Case 4: Z 178–182).

Man könnte diese Aussage so interpretieren, dass die Migration aus dem Ausland das ‚Wienerische‘ zwar nicht direkt beeinflusst, dadurch allerdings für die Probandin eine zusätzliche Varietät des ‚Wienerischen‘ entstanden ist. Aussterben könne das ‚Wienerische‘ laut ihr jedoch nicht, da es für sie auch ein gewisses Lebensgefühl ist und sie sich nicht vorstellen kann, dass die WienerInnen bereit wären, dieses aufzugeben (vgl. Case 4: Z 261–264).

➤ Subkategorie: Prestige ‚Wienerisch‘

Für die Informantin ist das ‚Wienerische‘ eine Art Lebensgefühl (vgl. Case 4: Z 38–39). Auf die Frage, ob sie dies genauer ausführen könnte, antwortet sie wie folgt:

Ja das sind so Ausdrücke. Es sind so einzelne Ausdrücke, die wo ich auch manchmal kein, also deutsches im Sinne von Deutschland, Pendant oder geschweige denn französisches Pendant dazu hätte. (...) Weiß ich nicht, täglicher Sprachgebrauch zum Beispiel Dazerl. Für eine blöde / Ja doch Tupperware, gibt’s eh eine Bezeichnung dafür [...]. Ich finde, beim Wienerischen schwingt ganz oft auch irgendwie / es ist wertend, sagen wir so. Für mich ist es wertend. Tupperware ist für mich Sache und Dazerl ist (...), weiß ich nicht. Es ist voll schwer in Worte zu fassen, aber es geht bei vielen Worten finde ich so (Case 4: Z 54–62).

²² Das Beispiel des Bauarbeiters wurde bewusst gewählt, da die Probandin dieses später im Interview selbst genannt hat. Es ist daher nicht als stereotype Vorstellung des Forschers zu lesen.

Wenig später präzisierte sie diese Aussage noch weiter:

[...] eine eben unheimlich bildhafte Sprache. Also eben so, wie ich vorher gemeint habe, es schwingt auch immer gleich eben ein Bild, ein Gefühl mit. Was ich eigentlich sehr schätze und auch unterhaltsam finde. (...) Nicht so dieses pipifeine, eben stoische Deutsche unter Anführungszeichen (Case 4: Z 101–105).

Das ‚Wienerische‘ wirkt für die Probandin also über die rein sprachliche Ebene hinaus und hinterlässt bei ihr oft auch ein bestimmtes Gefühl und ein Bild im Kopf. Es bildet für sie demgemäß einen gewissen unterhaltsamen Kontrast zu dem oft pragmatisch und steif wirkenden *Hochdeutschen*. Aus diesen Gründen ist es ihr auch wichtig, dass das ‚Wienerische‘ erhalten bleibt. Sie will dieses Lebensgefühl nicht aufgeben und würde das ‚Wienerische‘ vermissen, wenn es nicht mehr existieren würde (vgl. Case 4: Z 111 und 267).

Auch zum ‚jungen Wienerischen‘ äußerte sie sich ausgenommen positiv. Sie ist der Meinung, dass das heutige ‚Wienerisch‘ etwas Dynamisches und Authentisches hat und dass gerade die junge Generation es wieder aufgegriffen und zu einer eigenen Kultur erhoben hat (vgl. Case 4: Z 156–166).

➤ Subkategorie: Stigma ‚Wienerisch‘

Die Probandin findet das ‚Wienerische‘ zwar unterhaltsam und es vermittelt ihr eine Art Lebensgefühl, doch als Mittel zur alltäglichen und erfolgreichen Kommunikation sieht sie es offenbar nicht an:

Mir ist es manchmal passiert, dass ich Leute einfach nicht verstehe, weil sie sich überhaupt nicht bemühen, in ihrem vielleicht sogar eh Dialekt oder was auch immer daherreden. Und dann denke ich mir: ‚Du willst mir was erzählen, dann bemü dich doch darum, dass deine Message bei mir ankommt.‘ [...] Oder ich will auch niemanden anmaßen oder zumuten, dass er sich anstrengen muss, mir zuzuhören oder halt zu erfassen, was ich sagen will (Case 4: Z 242–251).

Solange der ‚Dialekt‘ also zu Unterhaltungszwecken und als ‚Spaß‘ eingesetzt wird, erfüllt er für sie seinen Zweck. Wird er jedoch losgelöst davon als alltägliches Kommunikationsmittel angewandt, kann es passieren, dass er von der Informantin als anstrengend und wenig bemüht empfunden wird.

Die Informantin eröffnet, dass sie das ‚Wienerische‘ als Kind immer abschätzig betrachtet und belächelt hat. Als Beispiel nennt sie an dieser Stelle einen ‚Bauarbeiter-Proleten‘. Sie gesteht jedoch ein, dass dies die Einstellung ihrer Eltern gewesen ist und sie diese in ihrer Kindheit lediglich übernommen habe könnte (vgl. Case 4: Z 149–155).

Wie bereits erwähnt, steht das ‚Wienerische‘ für sie auch immer im Zusammenhang mit der Optik eines Menschen. Entspricht die nicht ihren Vorstellungen eines positiven Erscheinungsbildes, so kann das ‚Wienerische‘ für sie auch sehr schnell etwas ‚Proletenhaftes‘ an

sich haben (vgl. Case 4: Z 99–101). Im weiteren Verlauf des Interviews nennt sie ein Beispiel, welches sich mit dieser Einstellung deckt:

[...] und das ist so ein Ur-Alt-Wiener, (...) dann sind die meistens schon, noch immer, vom Erscheinungsbild oder von der Art und Weise, wie sie sich geben, so wie ich sie früher empfunden habe. Nämlich so ein bissl niedrigere Schicht (...) und tendenziell wenig Ausbildung. Abdriften wieder ins Prolettoide (Case 4: Z 159–163).

Betrachtet man diese Aussagen in Verbindung damit, dass sie das ‚Wienerische‘ vor allem mit Kabarettisten und Fernsehsendungen verbindet, so drängt sich die Vermutung auf, dass sie den für sie berechtigten Anwendungsbereich des ‚Wienerischen‘ auf extrem spezifische Lebensbereiche beschränkt. Alles, was darüber hinausgeht, hat bezüglich des ‚Wienerischen‘ für sie eigentlich keinen Platz im Alltag bzw. genießt ein sehr geringes Ansehen bei der Probandin.

3.4.4.2 Kategorie: ‚Umgangssprache‘

Auch Probandin 4 spricht das Konzept der *Umgangssprache* nicht von selbst an. Direkt darauf angesprochen gibt sie jedoch an, dass sie ihre Sprachweise sowohl im Kindergarten und vor allem in der Schule als ‚über‘ der ‚Umgangssprache‘ stehend empfand (vgl. Case 4: Z 48 und 75). Diese Einstellung gilt bis heute. *Hochdeutsch* bildet für sie die Alltagssprache. Auch in ihrer primären sprachlichen Sozialisation durch das Elternhaus spielte die ‚Umgangssprache‘ keine Rolle. Mit der Mutter sprach sie Französisch und der Vater war stets um ein möglichst *korrektes Hochdeutsch* bemüht (vgl. Case 4: Z 18–19). Interessanterweise gab die Informantin jedoch an, dass sie mittlerweile mit ihrem Vater ein wenig anders spricht:

Irgendwer hat mir letztens sogar erzählt: ‚Ist dir bewusst, dass du mit der Freundin so und so anders sprichst?‘ Und mir selber wäre das nie aufgefallen. [...] Nein, und sogar mit meinem Papa, stimmt. Da war eine Freundin dabei, die gesagt hat ‚Ist dir aufgefallen, dass du mit deinem Papa ein bissl weniger Hochdeutsch sprichst?‘ Und jetzt, wo ich darüber rede, finde ich es eigentlich total lustig, weil er mir ja eigentlich gerade dieses Hochdeutsche eingetrichtert hat. [...] Es gibt durchaus Personen, wo es mir scheinbar passiert, aber absolut nicht bewusst. Meistens natürlich eher in einem familiäreren Rahmen (Case 4: Z 190–198).

Auch wenn dies nicht als gesichert betrachtet werden kann, so könnte argumentiert werden, dass die Probandin in familiären und freundschaftlichen Situationen von ihrem *korrekten Hochdeutsch* abrückt und sich sprachlich der ‚Umgangssprache‘ zumindest annähert. Die Veränderung ihrer Sprechweise in diesen Situationen bezeichnete sie zudem als „ein bissl laxer“ (Case 4: Z 220) oder als Momentaufnahmen, in denen sie von ihrer ‚Standardsprache‘ abrücke (vgl. Case 4: Z 176–177).

3.4.4.3 Kategorie: ‚Hochdeutsch‘

Für die Befragte scheint das *Hochdeutsche* immer eine große und wichtige Rolle in ihrem Leben eingenommen zu haben. Schon in ihrer frühen Kindheit wurde ihr von ihrem Vater ein, wie sie es nennt, *korrektes Hochdeutsch* anezogen. Dieser stammt ursprünglich aus der Steiermark, war allerdings stets darum bemüht, sich dies sprachlich nicht anmerken zu lassen. Diese Situation beschreibt sie als zunächst anstrengend, irgendwann habe sie diese Art des *Hochdeutschen* jedoch von ihm übernommen (vgl. Case 4: Z 83–88). Die Informantin bezeichnete ihren Vater dahingehend auch als ihr Vorbild in Bezug auf diese Sprechweise (vgl. Case 4: Z 152–153). In ihrer Kindergartenzeit wurde laut der Probandin ebenfalls *Hochdeutsch* gesprochen (vgl. Case 4: Z 48). Auch für ihre Studienzeit nannte sie *Hochdeutsch* als *Hauptsprache*. Sie begründete dies damit, dass sie Jus studierte und den JuristInnen die Ausdrucksweise sehr wichtig war (vgl. Case 4: Z 123–128). Nach der sprachlichen Sozialisation durch ihren Vater, nahm jedoch vor allem ihre Zeit am Gymnasium den wohl größten Einfluss auf ihre sprachliche Entwicklung in Richtung des ‚Hochdeutschen‘. Auf die Frage, wie sie die sprachliche Situation in ihrer Schulzeit beschreiben würde, gab sie das Folgende wieder:

[...] eigentlich alle wirklich (...) sehr (...) gepflegt klingt jetzt blöd, aber ja sehr gepflegtes Hochdeutsch. [F: Also (...) noch über quasi der normalen Umgangssprache [...]?] Ja schon irgendwie. Weiß auch gar nicht warum. Irgendwie gerade, dass wir uns nicht so ein bissl darauf eingebilddet haben. So ein bissl. Ja, das ist sau blöd, aber (...) weiß schon, dass uns das in der Klasse sehr wichtig war, da sehr fein zu sprechen (Case 4: Z 71–78).

Betrachtet man diese Aussage und die Einschätzung der Art des ‚Hochdeutschen‘ ihres Vaters, so fällt auf, dass sie sich nicht nur selbst als *Hochdeutschsprecherin* empfindet, sondern zudem auch verschiedene Konzepte der ‚Standardsprache‘ im Bewusstsein hat. Dies steht in einem starken Kontrast zu ihrem laienlinguistischen Konzept des ‚Wienerischen‘. Bei diesem identifizierte sie, zumindest nicht erkennbar, keine unterschiedlichen Varietäten. Die Befragte selbst würde sich, wenn man ihre Aussagen betrachtet, sogar über dem *normalen Hochdeutschen* einordnen. Ihrer Ansicht nach spricht sie ein *gepflegtes* und *korrektes Hochdeutsch*, das sich augenscheinlich von ihrem Konzept der ‚normalen‘ *Standardsprache* unterscheidet. Von diesem, ihr innewohnenden, Konzept, so berichtet sie, rücke sie höchstens in einem familiären Umfeld oder, wenn sie mit ganz bestimmten Freundinnen verkehre, ab (vgl. Case 4: Z 190–198).

Die Informantin sieht die Weiterentwicklung der eigenen Sprache obendrein einhergehend mit der persönlichen Weiterentwicklung (vgl. Case 4: Z 237). Ferner äußerte sie:

[...] trotzdem ist es mir wichtig, schön zu sprechen. Oder halt auch deutlich zu sprechen. Einen (...) breit gefächerten Wortschatz zu haben, ja. Nicht quasi immer sehr banal auszudrücken. [...] das wäre so meine Definition von wie ich mich mit meiner Sprache sehe oder welche Ansprüche ich an mich selber darüber stelle (Case 4: Z 221–226).

Dementsprechend ist es auch nicht verwunderlich, dass sich die Probandin heute als reine *Hochdeutschsprecherin* sieht und sogar angibt, dass sie das *Hochdeutsche* als wichtiges Element ihrer eigenen Identität ansieht (vgl. Case 4: Z 217).

➤ Subkategorie: Prestige ‚Hochdeutsch‘

Im Verlaufe des Interviews bekam man den Eindruck, dass die Probandin das *Hochdeutsche* als einzig wirklich effektives Mittel für eine erfolgreiche und reibungslose Kommunikation ansieht. Hierzu sei nachstehender Auszug aus dem Interview angeführt:

[...] mich ärgert das dann, wenn, ja was heißt ärgern, aber wenn dann halt Leute sich / Sie müssen sich nicht gewählt ausdrücken, aber so ein bissl (...) ah, ich weiß gar nicht, wie ich das formulieren soll. Es klingt WAHNSINNIG überheblich und solls auch nicht sein, aber dass sie halt (...) nicht so immer in so ein 0815-Gespräch hineinfallen. Oder in sich hineinnuscheln. Mir ist es manchmal passiert, dass ich Leute einfach nicht verstehe, weil sie sich überhaupt nicht bemühen, in ihrem vielleicht sogar eh Dialekt oder was auch immer daherreden. Und dann denke ich mir: ‚Du willst mir was erzählen, dann bemühe dich doch darum, dass deine Message bei mir ankommt.‘ Und vielleicht ist auch deshalb mein Anspruch an mich selber, dass ich / Ich will etwas rüberbringen und was sagen und (...) deswegen je gewählter ich mich ausdrücke, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass es halt ankommt (Case 4: Z 237–249).

Interessant ist dabei vor allem, dass sie der Ansicht ist, dass die Erfolgsaussichten des Ankommens ihrer Botschaft davon abhängig sind, wie gewählt sie sich ausdrückt. Sie empfindet das *Hochdeutsche* aus diesem Grund dahingehend als am besten geeignet und spricht dem ‚Dialekt‘ diese Fähigkeit fast schon ab. Man könnte argumentieren, dass sie auch die ‚Umgangssprache‘ als ungeeignet für eine bestmögliche Kommunikation ansieht, da sie den Terminus ‚0815-Gespräch‘ verwendete und diesen für eine Gesprächssituation ebenfalls diskreditierte.

➤ Subkategorie: Stigma ‚Hochdeutsch‘

Im Zuge des Interviews fällt auf, dass die Probandin das *Hochdeutsche* immer wieder, zuweilen direkt und einige Male implizit, als trocken, übertrieben korrekt und manchmal sogar eingebildet bezeichnet. Sie spricht dies nie direkt in einem negativ behafteten Kontext an, sondern eher, wenn sie Vergleiche zum ‚Wienerischen‘ anstellt oder von ihrer Schul- und Studienzeit berichtet, dennoch kann man durchaus interpretieren, dass dies ihrer Einstellung entspricht. Um chronologisch vorzugehen, sei als erste der diese Interpretation stützenden Aussagen ihr Bericht zu ihrer Schulzeit genannt. In diesem behauptet sie, dass sie und ihre MitschülerInnen sich auf ihr *sehr gepflegtes Hochdeutsch* fast schon etwas eingebildet hätten und

es ihnen sehr wichtig war, dass alle sehr ‚fein‘ gesprochen haben (vgl. Case 4: Z 75–78). Etwas später erklärt sie, dass sie das Erlernen der ‚korrekten‘ Sprechweise ihres Vater (zu Beginn) als krampfhaft empfunden hat (vgl. Case 4: Z 86–88). Dies deutet darauf hin, dass sie diese Art zu sprechen jedenfalls an einem gewissen Punkt in ihrem Leben als unnatürlich und vielleicht auch wenig authentisch empfunden hat. In weiterer Folge äußert sich die Probandin über das ‚Wienerische‘ und beschreibt das *Hochdeutsche* in diesem Kontext als „dieses pipi-feine, eben stoische Deutsche“ (Case 4: Z 104). Zu den JuristInnen, die sie im Laufe ihres Studiums kennenlernte, merkt sie an, dass sich diese wahnsinnig viel auf ihre Sprache einge-bildet haben²³ (vgl. Case 4: Z 123–124).

Es lässt sich somit zusammenfassend feststellen, dass die Befragte das *Hochdeutsche* zwar selbst benutzt, es ihr wichtig ist und es zu ihrer Identität beiträgt, sie es aber in gewissen Situationen bzw. Stationen in ihrem Leben dennoch als etwas steif, unflexibel und manchmal auch hochnäsiger empfindet bzw. empfunden hat.

Als Negativbeispiel ihrer eigenen Sprechweise führt die Informantin eine Situation an, in der sie mit FreundInnen zusammensaß und diese sie damit aufzogen, dass sie, aufgrund ihres *überkorrekten Hochdeutschen*, eine Deutsche sei (vgl. Case 4: Z 202–204). Auch wenn dies als eine scherzhaft gemeinte Aussage zu identifizieren ist, so kann man dennoch zu der Schlussfolgerung kommen, dass die ‚Standardsprache‘ und im Besonderen ein besonders *gepflegtes Hochdeutsch* gerade in einem ungezwungenen Rahmen durchaus auch inadäquat wirken kann.

3.4.4.4 Kategorie: Sprachliche Sozialisation

Die Probandin wuchs in einem zweisprachigen Elternhaus auf. Mit ihrer Mutter sprach sie ausschließlich Französisch und mit ihrem Vater ausschließlich Deutsch (vgl. Case 4: Z 18–19). Ihre Kindheit beschrieb sie dahingehend als Spagat zwischen zwei Sprachen (vgl. Case 4: Z 27–30). Sprachlich wurde sie vor allem durch ihren Vater geprägt. Dieser stammt ursprünglich aus der Steiermark und hat krampfhaft versucht, seine Herkunft, sprachlich gesehen, zu verbergen. Aus diesem Grund hat er ein beinahe schon *überkorrektes Hochdeutsch* angewandt. Dies empfand die Probandin als Kind am Anfang als krampfhaft, hat es im Laufe ihres Heranwachsens jedoch übernommen (vgl. Case 4: Z 85–88). Auch ihre Kindergarten- und Schulzeit würde sie als rein ‚standardsprachlich‘ bezeichnen (vgl. Case 4: Z 48 und Z 67). Sie

²³ Der abfällige Unterton war dabei in der Interviewsituation nicht zu überhören.

ging sogar so weit, dass sie den Sprachgebrauch in ihrer Schulzeit als *sehr gepflegtes Hochdeutsch* beschrieb (vgl. Case 4: Z 71–72).

Ihren fehlenden Kontakt mit dem ‚Wienerischen‘ sieht sie zudem auch in Zusammenhang mit dem Ort ihrer sprachlichen Primärsozialisation stehend. Sie gibt an, dass sie im 13. Wiener Gemeindebezirk aufgewachsen ist und dort keine Berührungspunkte mit dem ‚Wienerischen‘ stattgefunden haben (vgl. Case 4: Z 139–142).

3.4.5 Vergleich und Integration der Interviews

Dieser Teil der Auswertung fasst die Einzelinterviews zusammen, bringt sie miteinander in Bezug und vergleicht sie. Dies findet mittels einer Auswahl von thematisch korrelierenden Äußerungen der ProbandInnen statt. Bei der Selektion derselben wird vor allem die Relevanz für die folgenden zwei Forschungsfragen berücksichtigt:

- Welche Konzepte der (Variation der) deutschen Sprache in Wien und insbesondere des ‚Wienerischen‘ haben die ProbandInnen im Bewusstsein und welche soziale Bedeutung (Prestige, Stigma, Sprachträgergruppen, kommunikative und identitätskonstituierende Funktion, ...) verbinden sie mit diesen Konzepten?
- Korrelieren bestimmte Aspekte dieser Konzepte / sozialen Bedeutungen mit biographischen Schlüsselerlebnissen der ProbandInnen?

Hierzu werden die Aussagen, wie schon im Fall der Auswertung der einzelnen Cases, den Kategorien *Wienerisch*, *Umgangssprache*, *Hochdeutsch* und *Sprachliche Sozialisation* zugeordnet. Die Subkategorien, mit Ausnahme der Subkategorie *Sprachliche Sozialisation der eigenen Kinder*, wurden für dieses Kapitel getilgt und die entsprechenden Ausführungen innerhalb der Hauptkategorien vereint. Zusätzlich wurde ein weiteres Unterkapitel hinzugefügt. Dieses behandelt die *soziale Bedeutung der einzelnen Sprachvarietäten*.

Die dadurch gewonnen Erkenntnisse werden in der Conclusio dieser Arbeit diskutiert und mit den beiden oben genannten Forschungsfragen in Bezug gebracht.

3.4.5.1 Kategorie: ‚Wienerisch‘

Im Zuge der Auswertung der durchgeführten Interviews wurde rasch ersichtlich, dass die befragten ProbandInnen das ‚Wienerische‘ vor allem mit einer tendenziell ‚schlechteren‘ Schulbildung und sozial ‚niedrigeren‘ Schichten verbinden. So äußerte sich etwa P1 wie folgt dazu:

Naja, an und für sich ist ja das Wienerische eher so abgestempelt, dass das mehr in der Unterschicht vorkommt und nicht ganz die feine Sprache ist. So hätte ich das halt auch mitbekommen, dass das mehr in einem anderen sozialen Umfeld gesprochen wird. [F: Also in niedrigeren sozialen Umfeldern?] Ja, genau (Case 1: Z 142–147).

P3 merkte wiederholt an, dass für ihn eine bessere Schulbildung gleichbedeutend für eine ‚schönere‘ Sprechweise sei. Er ist zudem der Meinung, dass man eher dazu neigt ‚Wienerisch‘ zu sprechen, wenn man die Schule abbricht oder lediglich eine Hauptschule besucht (vgl. Case 3: Z 179–180 und Z 186–189). Auch P4 äußerte sich dahingehend, als sie einen für sie typischen „Ur-alt-Wiener“ (Case 4: Z 160) beschrieb: „Nämlich so ein bissl niedrigere

Schicht (...) und tendenziell wenig Ausbildung. Abdriften wieder ins Proletoide“ (Case 4: Z 162–163).

Betrachtet man diese Einstellungen der ProbandInnen, so verwundert es nicht, dass sie das ‚Wienerische‘ als Sprache der Unterschicht betrachten und diese unter anderem als „Slang“ (Case 3: Z 43), „schweinischen Dialekt“ (Case 1: Z 41) oder auch „Proleten-Dialekt“ (Case 1: Z 94) bezeichneten, der sich laut P1 vor allem durch „Schimpfwörter“ (Case 1: Z 42) und „tiefe Geschichten“ (Case 1: Z 99) kennzeichnet. Drei der InformantInnen²⁴ grenzten sich explizit von dieser Sprechweise ab, indem sie befügten, dass sie nicht so sprechen würden. Die vierte Befragte²⁵ machte dies implizit, indem sie angab, dass sie so oder so niemals im ‚Dialekt‘ sprechen würde.

Trotz dieser eher negativ anzusehenden Einschätzungen der Befragten scheinen sie, neben dem ‚tiefen Proleten-Dialekt‘ noch ein zweiten laienlinguistisches Konzept des *Wienerischen* im Bewusstsein zu haben. Dieses stellt einen eher ‚feineren Dialekt‘ dar. P3 erklärte dahingehend:

Aber es kommt halt darauf an dann, was für einen Dialekt haben. Ob sie es jetzt so in die Länge ziehen oder von den Ausdrücken her, da ist halt ein großer Unterschied, nicht? Kann Dialekt reden und kann trotzdem halbwegs normal rüberkommen und ich kann einen Slang haben und Ausdrücke verwenden, wo du dir denkst: ‚Oida, das ist ja tiefste Schublade‘. Das will ich natürlich nicht (Case 3: Z 105–109).

Auch P1 äußerte sich explizit zu diesem zweiten laienlinguistischen Konzept des *Wienerischen*:

Außer es sind wirklich Wiener Gäste da, die auch mit dir schon im Dialekt das Gespräch suchen. Dann versuch ich schon auch mit denen ganz normal zu reden, wie du es halt so gehört hast. Natürlich nicht dieses proletenhafte Dialekt, sondern eher was / Ja kann man das so unterscheiden? Weiß ich nicht, ob man das so unterscheiden kann, weil so ein feinerer Dialekt, dass man halt keine DEPPERTEN Wörter verwendet (Case 1: Z 115–120).

Als gemeinsames Merkmal dieser Sprechweise nannten die Probanden also (das Fehlen) bestimmte(r) Ausdrücke bzw. Wörter und grenzten dieses Art des ‚Wienerischen‘ eindeutig von dem Konzept des zuvor besprochenen negativ konnotierten *Proleten-Wienerisch* ab.

Der Erwerb des ‚Wienerischen‘ wird von den InformantInnen, neben der bereits besprochenen ‚niedrigeren‘ Schulbildung, vor allem in Zusammenhang mit der sprachlichen Sozialisation durch das Elternhaus und dem regionalen sowie sozialen Umfeld stehend gesehen. So werden unter anderem bestimmte Wiener Gemeindebezirke eher mit dem ‚Wienerischen‘ assoziiert als andere. In den Interviews explizit genannt wurden der 10. Wiener Gemeindebezirk als Beispiel für eine Region Wiens, in der vermehrt ‚Wienerisch‘ gesprochen wird, und

²⁴ P1, P2 & P3.

²⁵ P4.

der 13. sowie 19. Wiener Gemeindebezirk als Bezirke, in denen diese Sprechweise im Vergleich zum ‚Hochdeutschen‘ nur von einer Minorität benutzt wird.

Als interessant erweist es sich zudem, dass keiner der vier ProbandInnen angab, dass ihm / ihr das ‚Wienerische‘ mehr gefalle als andere Dialekte. P1 und P2 reihen es sogar explizit hinter den ‚Kärntner Dialekt‘, indem sie aussagten, dass sie diesen besonders mögen.

Alle vier ProbandInnen sind der Ansicht, dass das ‚Wienerische‘ einem stetigen Wandel unterliegt. Zudem sind sich P1, P2 und P4 sicher, dass das ‚Wienerische‘ nicht verschwinden könne. Als Grund dafür gab P2 an: „weil es immer Wiener gibt“ (Case 2: Z 161) und P4 bezeichnete es als: „[...] eine Art Lebensgefühl [...]. Und ich glaube nicht, dass die Österreicher bzw. die Wiener (...) das aufgeben werden“ (Case 4: Z 262–264). Lediglich P3 ist der Ansicht, dass das ‚Wienerische‘ aussterben wird. Er begründete dies wie folgt:

Nein, das stirbt sicher aus. [F: Glaubst schon?] Na sicher, weil (...) Wien ist ja jetzt schon fast unterwandert und das bleibt ja nicht stehen. Das wird ja mehr, nicht? Also ist eigentlich nicht mehr aufzuhalten und ja wird halt ausländisch und vielleicht, die Paar, die überbleiben, mehr nach der Schrift geredet oder die was geschafft haben Deutsch zu lernen und eine bessere Schulausbildung haben, die reden sowieso nach der Schrift, nicht? Auch Ausländer natürlich. Nicht nur Inländer. Also da hat sich ein bissl was verdreht und der Dialekt, der Wiener Dialekt, wird ja in dem Sinn gar nicht mehr viel oder oft weitergegeben, nicht (Case 3: Z 58–67).

In diesem Zusammenhang erwähnenswert ist des Weiteren, dass es, abgesehen von P2, allen Befragten wichtig ist, dass das ‚Wienerische‘ erhalten bleibt. Lediglich P2 äußerte dazu explizit, dass es ihr nicht wichtig sei, dass das ‚Wienerische‘ bzw. ‚Dialekte‘ im Allgemeinen erhalten bleiben (vgl. Case 2: Z 157).

3.4.5.2 Kategorie: ‚Umgangssprache‘

Es hat sich als äußerst interessant erwiesen, dass in keinem der vier Interviews der Terminus *Umgangssprache* von den ProbandInnen explizit erwähnt wurde. Erst im vierten und letzten Interview, und auch nur deshalb, da der Interviewende den Begriff selbst einbrachte, spielte er überhaupt eine Rolle. Doch auch in diesem Gespräch stellte er nur eine Randnotiz dar, da sich P4 selbst sprachlich gesehen über der ‚Umgangssprache‘ einordnet (vgl. Case 4: Z 75).

Man kann jedoch bei allen vier ProbandInnen argumentieren, dass es zumindest Hinweise für die Existenz eines laienlinguistischen Konzeptes der *Umgangssprache* gibt und dass zumindest drei InformantInnen²⁶ die ‚Umgangssprache‘ in bestimmten Bereichen oder Situationen ihres Lebens selbst anwenden.

²⁶ P1, P2 & P4.

Dafür, dass alle Befragten zumindest unbewusst ein laienlinguistisches Konzept von *Umgangssprache* aufweisen, sprechen Aussagen und Einstellungen wie etwa Folgende: „[...] ganz normal zu reden, wie du es halt so gehört hast“ (Case 1: Z 116–117) und „komische Mischung“ (Case 1: Z 95–96). P2 empfindet weder einen ‚schwer verständlichen Dialekt‘ noch ‚überkorrektes Hochdeutsch‘, das nicht ihrer Vorstellung einer Alltagssprache entspricht, als authentisch (vgl. Case 2: Z 133–136 und Z 138–140). Zudem tätigte sie Aussagen wie etwa: „[...] wenn er normal Hochdeutsch, also halt Deutsch halt, [...]“ (Case 2: Z 128–129) oder „[...] manchmal eher nach der Schrift. Aber so wie es halt die Wiener, denke ich mit, im großen Durchschnitt alle machen“ (Case 2: Z 65–66). P3 bezeichnete die Sprechweise seiner Kinder als ‚weniger dialektal‘ gefärbt als seine (vgl. Case 3: Z 169) und P4 stuft sich, wie bereits erwähnt, sprachlich gesehen als über der *Umgangssprache* stehend ein (vgl. Case 4: Z 75). Hätte sie nicht gewusst, um was es sich bei diesem Fachausdruck handelt, so hätte sie wohl nicht so schnell und präzise geantwortet.

Nach der Auswertung des Datenmaterials könnte interpretiert werden, dass die ProbandInnen in folgenden, in Tabelle 9 genannten, Bereichen bzw. Situationen ihres Lebens die ‚Umgangssprache‘ gebrauchen:

Bezeichnung	Mögliche Anwendungsbereiche der ‚Umgangssprache‘
Proband 1	In bestimmten freundschaftlichen Umfeldern (vgl. Case 1: Z 93–96).
Probandin 2	Im Berufsumfeld (vgl. Case 2: Z 63–66).
Proband 3	Keine (spricht ausschließlich ‚Wienerisch‘)
Probandin 4	In bestimmten freundschaftlichen und familiären Umfeldern (vgl. Case 4: Z 190–195).

Tabelle 9: Potentielle Anwendungsbereiche der ‚Umgangssprache‘ der ProbandInnen

Zusammengefasst lässt sich somit sagen, dass obwohl zumindest drei der vier InformantInnen kein ausdrückliches Konzept der ‚Umgangssprache‘ im Bewusstsein hatten, diese dennoch in ihrem Duktus womöglich eine größere Rolle spielt, als ihnen selbst bewusst ist.

3.4.5.3 Kategorie: ‚Hochdeutsch‘

Das Konzept *Hochdeutsch* wurde in den durchgeführten Interviews unweigerlich mit *schön sprechen* verbunden. Diese Bezeichnung für die ‚Standardsprache‘ wurde von allen vier Pro-

bandInnen wiederkehrend verwendet. Zudem assoziieren drei der vier InformantInnen²⁷ das ‚Hochdeutsche‘ mit dem Ausdruck *nach der Schrift* sprechen. P4 scheint ferner noch ein weiteres, über dem ‚normalen Hochdeutsch‘ stehendes, laienlinguistisches Konzept im Bewusstsein zu haben. Dieses bezeichnete sie als *korrektes Hochdeutsch* (vgl. Case 4: Z 153) oder auch als *sehr gepflegtes Hochdeutsch* (vgl. Case 4: Z 72). Dieses Konzept sieht sie vor allem dadurch gekennzeichnet, nicht nur korrekt, sondern auch sehr ‚fein‘ zu sprechen und sich besonders gewählt auszudrücken.

Als interessant erweist es sich, dass die Befragten das Auftreten des ‚Hochdeutschen‘, in Analogie zu den Äußerungen betreffend des ‚Wienerischen‘, wiederholt mit bestimmten Wiener Gemeindebezirken in Verbindung gebracht haben. P2 und P4 nannten in diesem Zusammenhang den 13. Wiener Gemeindebezirk. P2 gab an, dass ihre MitschülerInnen des dort ansässigen Gymnasiums mehr ‚Hochdeutsch‘ sprachen als sie selbst und bezeichnete diese Sprechweise zudem als *Hietzinger-Deutsch* (vgl. Case 2: Z 37–40). P4 stellte einen direkten Zusammenhang zwischen ihrem damaligen Wohnort, dem 13. Wiener Gemeindebezirk, und ihrem ‚hochdeutschlastigen‘ Umfeld her (vgl. Case 4: Z 139–142). P3 merkte an, dass seine Sprechweise vermutlich ‚schöner‘ geworden wäre, wenn er in Döbling²⁸ aufgewachsen wäre (vgl. Case 3: Z 12–14). Diese Aussage deckt sich zudem mit einer weiteren Anmerkung aus Case 2. In diesem führte die Probandin ein Beispiel an, in dem es um ‚Hochdeutsch‘ sprechende Wirtschaftsuniversitätsstudenten aus dem 19. Wiener Gemeindebezirk ging (vgl. Case 2: Z 118–122). Die Befragten stellen somit einen Zusammenhang zwischen den, zumindest stereotypwahrgenommenen, ‚feineren‘ Regionen Wiens und dem vermehrten Gebrauch des ‚Hochdeutschen‘ her.

Gewichtig ist ebenfalls, dass die ProbandInnen das ‚Hochdeutsche‘ massiv mit einem höheren Bildungsgrad und einem eher ‚vornehmeren‘ Umfeld verbinden. P1 meinte hierzu: „Ja, das erste Denken wäre natürlich an gebildete Leute oder höhere Schicht“ (Case 1: Z 191). P3 äußerte sich sogar mehrmals zu dieser Thematik. So merkte er etwa Folgendes an: „[...] weil sie ja (...) beide eine höhere Schule gemacht haben, nicht? Und da wird das automatisch ja gefördert, dass du schön sprichst“ (Case 3: Z 169–171). Wenig später bekräftigte er seine Aussage, indem er sagte: „Gehst du weiter in die Schule, machst höhere Schule weiter, da wird das dann gefördert. [...] Und du hast (...) längere Jahre Zeit quasi nach der Schrift zu reden und da tust du dich dann nicht mehr umgewöhnen“ (Case 3: Z 181–184). Im Bezug auf das persönliche Umfeld seines Bruder merkte er an, dass dieser ein besonders ‚feines‘ gewählt

²⁷ P1, P2 & P3.

²⁸ Der 19. Wiener Gemeindebezirk.

und deshalb seine Sprechweise an das dort vorherrschende ‚Hochdeutsch‘ angepasst habe (vgl. Case 3: Z 138–142).

Zudem gaben P1 und P4 explizit zu verstehen, dass sie das ‚Hochdeutsche‘ als besonders erfolgreiches Mittel zur Kommunikation empfinden und als essenziell, damit die gewünschte Botschaft auch korrekt beim Empfänger ankommt. So erläuterte P1 seine Assoziationen zum ‚Hochdeutschen‘ wie folgt:

Aber in erster Linie denkt man eben mal an Ärzte, die dir was versuchen zu erklären oder Rechtsanwälte, die eben nach der Schrift reden, damit sie alles korrekt vorweisen können oder solche Sachen. Das wäre jetzt das erste Denken an Hochdeutsch (Case 1: Z 194–198).

P4 hatte dazu nachfolgende Meinung:

Und dann denke ich mir: ‚Du willst mir was erzählen, dann bemüh dich doch darum, dass deine Message bei mir ankommt.‘ Und vielleicht ist auch deshalb mein Anspruch an mich selber, dass ich / Ich will etwas rüberbringen und was sagen und (...) deswegen je gewählter ich mich ausdrücke, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass es halt ankommt (Case 4: Z 244–249).

Dem ‚Hochdeutschen‘ wird also seitens der InformantInnen eine gewisse Korrektheit und Verständlichkeit zugeschrieben.

Zugleich zeigt sich jedoch auch, dass diese ‚korrekte‘ Ausdrucksweise dazu führen kann, dass das ‚Hochdeutsche‘ gefühlt als „stoisch“ (Case 4: Z 104), trocken und hochnäsig betrachtet werden kann. P4 sieht diese Verbindung vor allem dann, wenn man es mit dem ‚Wienerischen‘ vergleicht oder wenn sie an die Sprechweise der JuristInnen in ihrer Studienzeit denkt (vgl. Case 4: 102–105 und Z 123–124). P2 nannte als Negativbeispiel für einen ‚Hochdeutschsprecher‘ / eine ‚Hochdeutschsprecherin‘ WirtschaftsuniversitätsstudentInnen (vgl. Case 2: Z 118–122). Dabei ging relativ eindeutig hervor, dass sie diese für ‚überkandidelt‘ und ‚hochnäsig‘ hielt. Auch P1 konnte mit einer beruflichen Negativerfahrung aufwarten, bei der das ‚Hochdeutsche‘ als unangemessen empfunden wurde. Dabei handelte es sich um Gäste, die sich über seine zu ‚korrekte‘ Ausdrucksweise beschwerten (vgl. Case 1: Z 217–221).

3.4.5.4 Die ‚soziale Bedeutung‘ der einzelnen Sprachvarietäten

Die ProbandInnen bringen das ‚Wienerische‘ mit einem ‚Heimat-, Lebens- und Wir-Gefühl‘ in Verbindung. Es zeigt sich demnach, dass die InformantInnen das ‚Wienerische‘ durchaus als identitätsstiftend für eine Region (in diesem Fall Wien) empfinden. Dass ihnen die Erhaltung dieses ‚Brauchtums‘ zudem wichtig ist, zeigt sich daran, dass drei der vier Befragten²⁹ angaben, dass sie es als wertvoll erachten, dass das ‚Wienerische‘ bestehen bleibt. Das ‚Wie-

²⁹ P1, P3 & P4.

nerische‘ wird somit als direkte Verbindung zur Heimat assoziiert, die zudem für ein gewisses Zugehörigkeits- und Gemeinschaftsgefühl sorgt. In diesem Zusammenhang wird das ‚Wienerische‘ von den ProbandInnen durchaus als prestigeträchtig betrachtet. Zudem wurde das ‚Wienerische‘ in den durchgeführten Interviews, vor allem im Vergleich zum ‚Hochdeutschen‘, wiederkehrend als unterhaltsame, bildhafte und weit weniger stoische und ‚übertrieben korrekte‘ Sprechweise bezeichnet.

Umso verwunderlicher ist es, dass sich zwei ProbandInnen³⁰ dennoch persönlich komplett vom ‚Wienerischen‘ abgrenzten und erklärten, dass sie lediglich ‚Hochdeutsch‘ sprechen. Auch die beiden Befragten³¹, die sich selbst als ‚DialektsprecherInnen‘ titulieren, betonten, dass sie keinen ‚tiefen Dialekt‘ sprechen. Dies hängt vermutlich auch damit zusammen, dass das ‚Wienerische‘ von den InformantInnen durchgehend mit einem ‚niedrigen‘ Bildungsgrad und einem sozial ‚schwachen‘ Umfeld verbunden wird. Zudem wird das ‚Wienerische‘ von ihnen mit Begriffen wie „primitiv“ (Case 3: Z 101), „schweinisch“ (Case 1: Z 41), „proletenhaft“ (Case 1: Z 118) und „Slang“ (Case 3: Z 43) in Verbindung gebracht. Zusätzlich scheinen sich gewisse stereotype Vorstellungen eines / einer SprecherIn des ‚Wienerischen‘ in den Köpfen der ProbandInnen verankert zu haben. So wurden etwa ein „Bauarbeiter-Prolet“ (Case 4: Z 155) oder generell „extreme Prolet[en]“ (Case 3: Z 103) als Beispiele genannt.

Das ‚Hochdeutsche‘ erweist sich bei den InformantInnen vor allem dann als prestigeträchtig, wenn es darum geht, sich möglichst korrekt und verständlich auszudrücken. Dem ‚Hochdeutschen‘ wird damit eine Korrektheit zugeschrieben, die das ‚Wienerische‘ offenbar nicht aufweisen kann. Zudem wird das ‚Hochdeutsche‘ als probates Mittel angesehen, um jemanden etwas möglichst verständlich näherzubringen bzw. um seine eigene Botschaft möglichst effizient an den Empfänger / die Empfängerin zu übermitteln. Des Weiteren wird das ‚Hochdeutsche‘ von den Befragten vor allem mit einem ‚guten‘ Bildungsgrad und einem ‚feinen‘ Umfeld assoziiert.

Doch gerade diese ‚Korrektheit‘ führt wohl dazu, dass das ‚Hochdeutsche‘ durchaus auch als „stoisch“ (Case 4: Z 104) und zuweilen auch als hochnäsig empfunden werden kann. In diesem Bereich erfährt das ‚Hochdeutsche‘ im Vergleich zum ‚Wienerischen‘ bzw. dem ‚Dialekt‘ im Allgemeinen eine deutliche Abwertung.

³⁰ P1 & P4.

³¹ P2 & P3.

3.4.5.5 Kategorie: Sprachliche Sozialisation

Die Ergebnisse der Auswertung der Aussagen hinsichtlich der sprachlichen Primärsozialisation der interviewten ProbandInnen und des Duktus, der sich bei ihnen durchsetzte, erweisen sich als äußerst Variantenreich.

P1 gab an, dass er sowohl in ‚Hochdeutsch‘ als auch in ‚Wienerisch‘ erzogen wurde. Seine Mutter stellte dabei die ‚Hochdeutschsprecherin‘ dar und sein Vater den Sprecher des ‚Wienerischen‘ (vgl. Case 1: Z 9–14). Seine Schulzeit beschrieb er sprachlich gesehen als ausschließlich ‚Hochdeutsch‘. Er schloss sogar dezidiert aus, dass es in diesem Bereich zu einer dialektalen Verwendung kam (vgl. Case 1: Z 32–34). Gemäß P1 hat sich das ‚Hochdeutsche‘ bei ihm als Alltagssprache etabliert (vgl. Case 1: Z 201).

P2 erklärte, dass in ihrem Elternhaus immer im ‚Dialekt‘ gesprochen wurde (vgl. Case 2: Z 16). Das ‚Hochdeutsche‘ spielte dort nie eine Rolle (vgl. Case 2: Z 31). Ihre Schulzeit schilderte sie als stark ‚hochdeutschlastig, sie habe jedoch konstant im ‚Dialekt‘ weitergesprochen (vgl. Case 2: Z 42–43). Demgemäß hat sich bei ihr auch der ‚Dialekt‘ als Duktus durchgesetzt.

P3 erläuterte, dass er ‚nach der Schrift‘ erzogen wurde. Allerdings hat sich bei ihm das ‚Wienerische‘ durchgesetzt. Dies begründete er vor allem durch sein Umfeld. ‚Wienerisch‘ war gemäß P3 damals der gängige Duktus in Wien und im Besonderen im 10. Wiener Gemeindebezirk (vgl. Case 3: Z 8–16). Seine Schulzeit beschrieb er als Mischung zwischen ‚Hochdeutsch‘ im Unterricht und ‚Slang‘ in den Pausen (vgl. Case 3: Z 36–37).

P4 wuchs Zweisprachig auf. Mit ihrer Mutter sprach sie durchgängig Französisch und mit ihrem Vater Deutsch (vgl. Case 4: Z 9–19). Ihr Vater war dabei stets um ein möglichst ‚korrektes Hochdeutsch‘ bemüht. Dieses hat sich laut P4 schlussendlich auch als ihre Sprechweise etabliert (vgl. Case 4: Z 83–88). Auch ihre Schulzeit stellte sie als von einem ‚sehr gepflegten und feinen Hochdeutsch‘ gekennzeichnet dar (vgl. Case 4: Z 67–78).

Zwecks einer übersichtlicheren Darstellung werden die oben genannten Inhalte in Tabelle 10 geordnet dargeboten.

Bezeichnung	Sprachliche Primärsozialisation durch das Elternhaus	Duktus innerhalb der Schulzeit	Heutiger Duktus der ProbandInnen
Proband 1	Mutter ‚Hochdeutsch‘, Vater ‚Wienerisch‘	‚Hochdeutsch‘	‚Hochdeutsch‘
Probandin 2	Beide Elternteile ‚Dialekt‘	‚Wienerisch‘	‚Wienerisch‘
Proband 3	Elternteile sprachen ‚nach der Schrift‘	‚Hochdeutsch‘ & ‚Slang‘	‚Wienerisch‘
Probandin 4	Mutter Französisch, Vater ‚Hochdeutsch‘	‚sehr gepflegtes Hochdeutsch‘	‚Hochdeutsch‘

Tabelle 10: Übersicht sprachliche Primärsozialisation der ProbandInnen und ihr heutiger Duktus

Somit ergibt sich folgendes Bild:

- Drei ProbandInnen gaben an, dass ihre sprachliche Primärsozialisation in ‚Hochdeutsch‘ und eine, dass sie im ‚Dialekt‘ erfolgte.
- Zwei der InformantInnen beschrieben ihren Duktus in der Schulzeit als ‚hochdeutsch‘, eine als ‚dialektal‘ und einer als Mischung dieser beiden Sprechweisen.
- Zwei der Befragten schätzen ihren aktuellen Sprachgebrauch als ‚Wienerisch‘ und zwei als ‚Hochdeutsch‘ ein.

Als interessant erweist sich dabei, dass sich demzufolge lediglich P3 von der Sprechweise seiner sprachlichen Primärsozialisation durch das Elternhaus wegentwickelt hat. Der heutige Duktus der anderen drei ProbandInnen deckt sich hingegen mit jenem des durch das Elternhaus vermittelten.

Auffällig ist zudem, dass sich die beiden ‚älteren‘ ProbandInnen³² als SprecherInnen des ‚Wienerischen‘ und die beiden ‚jüngeren‘³³ als ‚Hochdeutschsprecher‘ ansehen. Es ist zwar nicht eindeutig, wie dies interpretiert werden kann, jedoch könnte es auf einen Wandel der allgemeinen Umgebungssprache innerhalb Wiens oder auch auf eine veränderte Wahrnehmung der ‚jüngeren‘ Generation hindeuten.

³² P2 & P3.

³³ P1 & P4.

➤ Subkategorie: Sprachliche Sozialisation der eigenen Kinder

Innerhalb dieser Subkategorie werden lediglich die *Cases 1, 2* und *3* miteinander verglichen, da diese in *Case 4* getilgt wurde³⁴.

P1 sowie P3 gaben an, dass sie ihre Kinder in ‚hochdeutscher‘ Sprache erziehen bzw. erziehen haben (vgl. *Case 1*: Z 81–82 und *Case 3*: Z 71). P3 erklärte jedoch, dass er dies lediglich bis zu einem gewissen Schulalter seiner, mittlerweile erwachsenen, Kinder gemacht habe (vgl. *Case 3*: Z 71–72). Im Bezug auf die sprachliche Sozialisation seiner Nachkommen nach diesem, nicht näher definierten, Zeitraum machte er keine Angaben. Man kann jedoch spekulieren, dass er wohl seine ‚natürliche‘ Sprechweise, die dem ‚Wienerischen‘ entspricht, auch in der zwischenmenschlichen Kommunikation mit seinen Kindern angewandt hat.

P1 hingegen betonte, dass seine Kinder ausschließlich mittels ‚Hochdeutsch‘ sozialisiert werden. ‚Dialekt‘ bzw. ‚Wienerisch‘ würden sie nur mitbekommen, wenn Freunde zu Besuch kommen und er sich mit diesen kurz in dieser Sprechweise unterhält (vgl. *Case 1*: Z 76–79).

P2 erklärte, dass sie ihre Töchter sprachlich zu Beginn nach Gefühl erziehen habe (vgl. *Case 2*: Z 71). Sie sprach mit ihren Kindern nicht anders, als sie es beispielsweise mit ihrem Ehemann gemacht hatte. Erst ein Schlüsselerlebnis mit einer ihrer Töchter³⁵ brachte sie dazu, über diese Thematik nachzudenken. Danach versuchte sie manche Dinge bewusst ‚schöner‘ auszusprechen (vgl. *Case 2*: Z 79–84).

3.4.6 Generations- bzw. bildungsbedingte Unterschiede

Dieses Kapitel der Ergebnisdarstellung befasst sich mit folgenden Forschungsfragen:

- Zeigen sich diesbezüglich³⁶ Unterschiede in Bezug auf den ‚Bildungshintergrund‘ bzw. sozioökonomischen Status der ProbandInnen?
- Zeigen sich diesbezüglich³⁷ generationsbedingte Unterschiede zwischen den ProbandInnen?

³⁴ Die Begründung für diese Tilgung ist in Kapitel 3.3 zu finden.

³⁵ Siehe Kapitel 3.4.2.1.

³⁶ Im Bezug auf die ersten beiden Forschungsfragen:

- Welche Konzepte der (Variation der) deutschen Sprache in Wien und insbesondere des ‚Wienerischen‘ haben die ProbandInnen im Bewusstsein und welche soziale Bedeutung (Prestige, Stigma, Sprachträgergruppen, kommunikative und identitätskonstituierende Funktion, ...) verbinden sie mit diesen Konzepten?
- Korrelieren bestimmte Aspekte dieser Konzepte / sozialen Bedeutungen mit biografischen Schlüsselerlebnissen der ProbandInnen?

³⁷ Siehe vorherige Fußnote.

Zu diesem Zweck, werden die Konzepte der (Variation der) deutschen Sprache in Wien und insbesondere des ‚Wienerischen‘ und damit korrelierende Schlüsselerlebnisse der den unterschiedlichen Bildungshintergründen³⁸ angehörenden ProbandInnen verglichen. P1 und P3 zählen dabei zur Kategorie des *niedrigen Bildungshintergrundes* und P2 und P4 zu der des *hohen Bildungshintergrundes*.

Im Sinne dieses Vorhabens werden zunächst die Äußerungen der jeweils zwei InformantInnen der beiden genannten Kategorien gesondert miteinander in Bezug gebracht. Im Anschluss daran werden die Aussagen der beiden Gruppen miteinander verglichen.

Auf diese Gegenüberstellung der Bildungsschichten folgt ein Vergleich zwischen den Generationen. Hierbei werden die laienlinguistischen Konzepte, Einstellungen, (sprachbiographischen-)Schlüsselerlebnisse und alle anderen relevanten Aussagen der ProbandInnen gegenübergestellt und hervorstechende Unterschiede hervorgehoben. P1 und P4 zählen dabei zur *Generation ≤ 35-Jahre* und P2 und P3 zur *Generation ≥ 55-Jahre*.

Die infolge dessen gewonnenen Feststellungen werden in der Conclusio dieser Arbeit, mit Blick auf die oben angeführten Fragestellungen, erörtert.

In diesem Zusammenhang muss nochmals betont werden, dass dieses Kapitel und die Arbeit im Allgemeinen keinerlei Anspruch auf eine statistische Repräsentativität erhebt. Die präsentierten Ergebnisse beziehen sich rein auf den Vergleich der durchgeführten Einzelfallstudien.

3.4.6.1 Unterschiede & Gemeinsamkeiten des Bildungshintergrunds ‚niedrig‘

Sowohl P1 als auch P3 scheinen mit dem Konzept des *Wienerischen* vor allem eine Sprechweise zu verbinden, die sie als „schweinisch“ (Case 1: Z 41), „primitiv“ (Case 3: Z 101) und „proletenhaft“ (Case 1: Z 118) beschrieben und die sie durch „Schimpfwörter“ (Case 1: Z 42) bzw. unangemessene Ausdrücke (vgl. Case 3: Z 108–109) gekennzeichnet sehen. Allerdings gaben beide Informanten Hinweise darauf, dass sie neben diesem „Proleten-Dialekt“ (Case 1: Z 94), noch ein zweites laienlinguistisches Konzept eines *feineren Wienerisch* im Bewusstsein haben. Interessant dabei ist, dass die Befragten beide das Fehlen eben dieser Ausdrücke respektive Schimpfwörter als Charakteristikum dieses ‚feineren Wienerisch‘ nannten (vgl. Case 1: Z 118–120 und Case 3: Z 105–109).

Für den Erwerb des ‚Wienerischen‘ sehen die beiden Probanden vor allem das Umfeld, und P1 zusätzlich das Elternhaus, verantwortlich (vgl. Case 1: Z 89–90 und 174–177 und Case 3: Z 144–145).

³⁸ Bildungshintergrund niedrig = max. Pflichtschulabschluss, Bildungshintergrund hoch = mind. abgeschlossenes Studium.

Ebenfalls einer Meinung sind die Informanten bei der Verortung des ‚Wienerischen‘. Beide sehen es als Sprache der sozial ‚schwächeren‘ Schichten und im engen Zusammenhang mit einer ‚schlechten‘ Schulbildung stehend (vgl. Case 1: Z 144–147 und Case 3: Z 179–180). Vielleicht distanzieren sich auch deshalb die Probanden auf unterschiedliche Weisen vom ‚Dialekt‘. P1 betonte im Verlauf des Interviews wiederholt, dass er kein ‚Wienerisch‘ spreche, und P3 distanzierte sich von dem ‚tiefen Wienerisch‘ (vgl. Case 1: Z 109 und Case 3: Z 107–110). Auf die Frage, ob ihnen das ‚Wienerische‘ gefalle, gab P3 an, dass ihm es ihm gefalle, da er damit aufgewachsen sei (vgl. Case 3: 99–100). P1 hingegen erklärte, dass er dem ‚Wienerischen‘ neutral gegenüberstehe (vgl. Case 1: Z 185). Dennoch lassen bei beiden Probanden gewisse Aussagen und Einstellungen darauf schließen, dass sie mit dem ‚Wienerischen‘ ein gewisses ‚Wir- und Heimatgefühl‘ verbinden (vgl. Case 1: 160–163 und Case 3: Z 99–100). Dementsprechend erscheint es auch nicht als verwunderlich, dass beide angaben, dass sie es schade finden würden, wenn das ‚Wienerische‘ verschwinden würde (vgl. Case 1: Z 158 und Case 3: Z 121–122). Interessant dabei ist, dass P1 der Ansicht ist, dass das ‚Wienerische‘ nicht untergehen kann, und P3 sich sicher ist, dass es aussterben wird, da das ‚Wienerische‘ zu sehr von anderen Sprachen verdrängt worden sei und gar nicht mehr so oft weitergegeben werde (vgl. Case 1: Z 156 und Case 3: Z 58–67).

Das Konzept des *Hochdeutschen* scheinen beide Befragten über den Ausdruck ‚nach der Schrift‘ zu definieren (vgl. Case 1: Z 196 und Case 3: Z 21). Einigkeit herrscht zwischen ihnen ebenfalls bei der sozialen Verortung des ‚Hochdeutschen‘. Sie sind beide der Ansicht, dass das ‚Hochdeutsche‘ eher in höheren Bildungsschichten und ‚feineren‘ Umfeldern anzutreffen ist (vgl. Case 1: Z 191 und Case 3: Z 181–184).

Betrachtet man die sprachliche Sozialisation und den heutigen Duktus der beiden Probanden, so fällt zunächst auf, dass, obwohl laut eigenen Angaben beide in ‚Hochdeutsch‘ bzw. ‚nach der Schrift‘ erzogen wurden, P1 sich heute selbst als ‚Hochdeutschsprecher‘ und P3 sich als Sprecher des ‚Wienerischen‘ definiert. P1 gab zudem an, dass er, bis auf wenige situative Ausnahmen, auch stets bei diesem Duktus bleibe (vgl. Case 1: Z 193–194). P3 hingegen erklärte, dass er mittlerweile nur dann fähig wäre ‚Hochdeutsch‘ zu sprechen, wenn er sich sehr auf seine Sprechweise konzentrieren würde (vgl. Case 3: Z 30–33).

Im Bezug auf die sprachliche Sozialisation ihrer Kinder gaben beide an, dass sie sie in ‚Hochdeutsch‘ erzogen hätten bzw. erziehen würden (vgl. Case 1: Z 76–77 und Case 3: Z 71). P3 schränkte dies jedoch ein, indem er angab, dass er dies nur bis zu einem gewissen Schulalter seiner Kinder gemacht habe (vgl. Case 3: Z 71–72).

3.4.6.2 Unterschiede & Gemeinsamkeiten des Bildungshintergrunds ‚hoch‘

Beim Vergleich dieser beiden Probandinnen stechen vor allem signifikante Unterschiede ins Auge. Dies beginnt bereits damit, dass sich P2 als reine ‚Dialekt-‘ und P4 als reine ‚Hochdeutschsprecherin‘ empfindet (vgl. Case 2: Z 15 und 31, Case 4: Z 187). Diese Einstellung der Informantinnen lässt sich unter anderem auf das Elternhaus zurückführen. P2 wurde im ‚Dialekt‘ sprachlich primärsozialisiert und P4 mittels eines ‚korrekten Hochdeutschen‘ (vgl. Case 2: Z 15 und Case 4: Z 152–153). Bei P2 spielte dabei das ‚Hochdeutsche‘ und bei P4 der ‚Dialekt‘ keinerlei Rolle in der Sozialisation durch das Elternhaus. Demzufolge ist es nicht verwunderlich, dass das ‚Hochdeutsche‘ heute für P4 eine große und für P2 kaum eine Bedeutung in ihrem Alltag hat.

Auch die allgemeine Einstellung der beiden zu der Thematik ‚Sprachen‘ könnte unterschiedlicher nicht sein. P4 denkt viel über dieses Thema nach, es ist ihr wichtig, wie sie und andere Menschen sich ausdrücken, und sie sieht die Weiterentwicklung der eigenen sprachlichen Fähigkeiten auch als persönlichen Fortschritt an (vgl. Case 4: Z 230–251). P2 hingegen interessiert sich nur wenig bis gar nicht für diese Thematik. Für sie scheint Sprache etwas „Natürliches“ zu sein mit dem man sich nicht zwingend weiter befassen muss (vgl. Case 2: Z 151–154).

Im direkten Bezug auf das ‚Wienerische‘ können ebenfalls hervorstechende Differenzen in den Einstellungen der Probandinnen festgestellt werden. Für P4 ist das ‚Wienerische‘ nicht nur eine Sprechweise, sondern es wirkt auf sie über die sprachliche Ebene hinaus, indem für sie auch immer ein bestimmtes Bild und ein Gefühl mitschwingt (vgl. Case 4: Z 101–103). Sie selbst sagt, dass es ihr ein gewisses Lebensgefühl vermittelt (vgl. Case 4: Z 38). Als Mittel zu einer erfolgreichen Kommunikation sieht sie es hingegen nicht an (vgl. Case 4: Z 242–246). Für P4 scheint das ‚Wienerische‘ vor allem für die Unterhaltungsbranche zu stehen (vgl. Case 4: Z 92–95). P2 hingegen sieht es als „normale“ Art zu sprechen an (vgl. Case 2: Z 88). Für sie ist das ‚Wienerische‘ ein Mittel zur Kommunikation und ein Bestandteil ihres Alltags, über das sie nicht weiter nachdenkt. Dementsprechend stellt es sich nicht als verwunderlich heraus, dass P2 angab, dass ihr das ‚Wienerische‘ gefalle und es ihr wichtig sei, dass es auch in Zukunft erhalten bleibt (vgl. Case 4: Z 258–264). P4 ist dem ‚Wienerischen‘ gegenüber dagegen neutral eingestellt (vgl. Case 2: Z 166–167). Bemerkenswert ist jedoch, dass sie erklärte, dass es ihr nicht wichtig sei, dass das ‚Wienerische‘ und ‚Dialekte‘ im Allgemeinen erhalten bleiben (vgl. Case 2: Z 157).

Einzelne Gemeinsamkeiten bei den beiden Probandinnen lassen sich hingegen im Bezug auf das ‚Hochdeutsche‘ finden. Sowohl P2 als auch P4 verbinden mit dem Konzept des *Hoch-*

deutschen vor allem ‚schön‘ sprechen (vgl. Case 2: Z 84 und Case 4: Z 221–222). Zusätzlich gaben beide in den Interviews implizite Hinweise darauf, dass ein ‚überkorrektes Hochdeutsch‘ als hochnäsiger empfunden werden kann (vgl. Case 2: Z 118–122 und Case 4: Z 123–124). Doch auch im Bezug auf das ‚Hochdeutsche‘ stellen sich stark ausgeprägte Unterschiede zwischen den beiden Befragten heraus. Für P2 spielt es in ihrem persönlichen Alltag keine bzw. kaum eine Rolle. P4 hingegen ist ihre ‚hochdeutsche‘ Sprechweise sehr wichtig und sie erklärte, dass sie sich auch eben über diese selbst identifiziere (vgl. Case 4: Z 217).

3.4.6.3 Ein Vergleich der Bildungsschichten

Ein direkter Vergleich zwischen den Bildungsschichten stellt sich, aufgrund der erheblichen Unterschiede in den Einstellungen und Erfahrungen der ProbandInnen, im Besonderen jener des *Bildungshintergrunds hoch*, als ausnehmend schwierig dar. Damit muss, nach Durchsicht der Ergebnisse der einzelnen Cases und der darauffolgenden Kapitel, festgehalten werden, dass keine hervorstechenden Unterschiede zwischen den Bildungsschichten festgestellt werden konnten. Die Konsequenzen dieser Schlussfolgerung werden in Kapitel 4, der Conclusio dieser Arbeit, ausführlich diskutiert.

3.4.6.4 Generationsbedingte Unterschiede

Die augenscheinlichste Differenz zwischen den beiden Kategorien stellt deren Duktus gemäß ihrer Selbstwahrnehmung dar. Die beiden ProbandInnen der ‚jungen‘ Generation sehen sich selbst als ‚HochdeutschsprecherInnen‘. Jene der ‚älteren‘ Generation behaupten von sich selbst, dass sie ‚Wienerisch‘ sprechen. Dies ist vermutlich auf einen weiteren Unterschied zwischen den beiden Gruppen zurückzuführen. P1 und P4 gaben an, dass ihre sprachliche Primärsozialisation in ‚hochdeutscher‘ Sprache erfolgte. P2 und P3 verorteten diese im ‚dialektalen‘ Bereich. P3 gab zwar an, dass in seinem Elternhaus ‚nach der Schrift‘ gesprochen wurde, aufgrund der Umgebung hat sich bei ihm jedoch das ‚Wienerische‘ durchgesetzt (vgl. Case 3: Z 8–14).

Stellt man die übrigen Aussagen der Interviews der beiden Altersgruppen gegenüber, so stehen vor allem Unterschiede im Zusammenhang mit dem ‚Wienerischen‘ hervor. Diese betreffen überwiegend die Sicht auf den Wandel des ‚Wienerischen‘ im Laufe der Zeit und die sprachliche Sozialisation der eigenen Kinder. Obwohl beide Gruppierungen gemein haben, dass sie eine Veränderung des ‚Wienerischen‘ im Vergleich von früher zu heute erkennen, so stellt sich die Ansicht der ‚älteren‘ Generation als deutlich radikaler dar. P3 sprach davon,

dass heute im Vergleich zu seiner Jugend kaum noch ‚Wienerisch‘ gesprochen wird. Dies hänge seiner Meinung nach mit der heutigen, besseren Schulbildung, der verminderten Weitergabe des ‚Wienerischen‘ und der erhöhten Migration zusammen (vgl. Case 3: Z 58–67). Auch P2 griff das Thema ‚Migration‘ auf und meinte, dass es ‚DAS Wienerische‘ gar nicht mehr gebe, da es zu sehr mit anderen Sprachen und auch ‚Dialekten‘ vermischt wurde (vgl. Case 2: Z 102–104). Im Vergleich dazu sei die Ansicht von P4 genannt. Auch sie sprach die Migration an, jedoch sah sie das ‚Wienerische‘ dadurch nicht beeinflusst (vgl. Case 4: Z 178–182).

Betrachtet man die sprachliche Erziehung der Kinder der ProbandInnen, so fällt auf, dass die ‚ältere‘ Generation diese eher mittels ‚Dialekt‘ und der ‚junge‘ Informant mittels ‚Hochdeutsch‘ sozialisiert bzw. sozialisiert hat. P3 gab zwar an, dass er seine Kinder bis zu einem gewissen Schulalter ‚nach der Schrift‘ erzogen habe, betrachtet man jedoch seinen üblichen Sprachgebrauch sowie seine sonstigen Aussagen, so kann festgehalten werden, dass das ‚Wienerische‘ nahezu sicher einen großen Einfluss auf die sprachliche Erziehung seiner Kinder genommen hat³⁹ (vgl. Case 3: Z 71–73).

3.4.7 Mögliche Fehler und aufgetretene Probleme in den Interviews

Da die qualitative Datenerhebung und im Besonderen jene mittels Interviews vor allem von der Kommunikation, dem Verstehen, dem Verhalten und den entsprechenden Fähigkeiten der beteiligten GesprächspartnerInnen abhängig ist, sollen in diesem Kapitel, im Sinne der Transparenz, potentielle Fehler vonseiten des Forschers innerhalb der Interviewsituationen offengelegt werden. Zusätzlich werden die während der Interviews aufgetretenen Schwierigkeiten und Probleme diskutiert.

3.4.7.1 Potentielle Fehler des Forschers während der Interviews

Der Forscher selbst würde behaupten, dass der größte Fehler seinerseits darin lag, dass gewisse weiterführende Informationen ‚verschenkt‘ wurden. Im Zuge der Transkription und der Auswertung fiel auf, dass zuweilen potentiell gewinnbringende Inhalte nicht weiter verfolgt wurden. Wäre der Forscher etwas länger bei einer bestimmten Thematik geblieben und hätte den Probanden / die Probandin gebeten seine / ihre Aussagen näher auszuführen, so hätten sich eventuell weitere Informationen, noch tiefere Einsichten und genauer definierte Einstellungen offenbart. Dies war allerdings nicht immer der Fall. Mehrfach hat sich der Forscher

³⁹ Eine detailliertere Beschreibung seiner Aussagen zu dieser Thematik ist in Kapitel 3.4.3.4 zu finden.

mit der ersten Antwort zufriedengegeben und ist thematisch weitergegangen. In diesem Zusammenhang sei exemplarisch an dieser Stelle folgendes Beispiel angeführt:

- I: Was für einen Eindruck hast du von jemanden, der Wienerisch spricht? [...] was für einen Eindruck hast du vom Wienerischen und von den Personen, die Wienerisch sprechen?
- B: Puh, ist eine gute Frage. Naja, an und für sich ist ja das Wienerische eher so abgestempelt, dass das mehr in der Unterschicht vorkommt und nicht so ganz die feine Sprache ist. So hätte ich das halt auch mitbekommen, dass das mehr in einem anderen sozialen Umfeld gesprochen wird.
- I: Also in niedrigeren sozialen Umfeldern?
- B: Ja, genau.
- I: Ist dir Dialekt oder das Wienerische im Speziellen wichtig, dass das erhalten bleibt [...] (Case 1: Z 139–148).

Der Forschende selbst würde diese Problematik auf seine mangelnde Erfahrung als Interviewer zurückführen. Es wurde zwar vor den Interviews mit den ProbandInnen ein Probeinterview abgehalten, jedoch stellte dieses seine einzige Vorerfahrung in diesem Bereich dar, bevor die für diese Arbeit relevanten Interviews durchgeführt wurden. Diese Einschätzung deckt sich mit einem der, von MISCH (2015) angesprochenen, möglichen Problemen bei der Interviewdurchführung:

Leider werden bei der Durchführung von qualitativen Interviews häufig Informationen verschenkt. Dies kann unter anderem dem Umstand zugeschrieben werden, dass qualitative Interviews zu jedem Zeitpunkt eine hohe Konzentration des Forschenden voraussetzen, dass dieser flexibel und offen für neue Erkenntnisse sein muss, aber gleichzeitig an die thematischen Vorgaben des Leitfadens gebunden ist. Um das Verschenken bzw. Übersehen von Informationen im Interviewprozess zu vermeiden, muss der Interviewende den Gehalt des Gesagten in der konkreten Interviewsituation schnell und adäquat einschätzen können. Dies ist vor allem eine Frage der Erfahrung, sodass insbesondere noch weniger erfahrene Interviewende, die sich aufgrund der noch mangelnden Professionalität eng am Leitfaden orientieren, solche Chancen oftmals verpassen (MISCH 2015: 225–226).

Ein weiteres Argument dafür, dass die mangelnde Vorerfahrung des Forschenden zu diesem Problem beigetragen hat ist, dass dieses ‚Verschenken‘ bzw. ‚Übersehen‘ von potentiell gewinnbringenden Informationen besonders im letzten durchgeführten Interview bereits deutlich abgenommen hatte.

Die von MISCH (2015) angeführte Begründung, dass sich der oder die Interviewende aufgrund der noch mangelnden Professionalität zu sehr am Leitfaden orientiere, trifft auch zum Teil auf den Forschenden dieser Untersuchung zu. Der Leitfaden kam zwar bei den Interviews kaum oder sogar überhaupt nicht zum Einsatz, jedoch war dieser und die sich darauf befindlichen Fragen während der Gespräche im Gedächtnis des Interviewenden und es kann daher nicht ausgeschlossen werden, dass dies zur genannten Problematik beigetragen hat.

3.4.7.2 Aufgetretene Probleme während der Interviews

Die augenscheinlichsten Probleme traten während des Interviews zu *Case 2* auf. Die Probandin wirkte bereits vor dem Start des Interviews nervös auf den Forscher. Aus diesem Grund führte er mit ihr eine Weile Smalltalk, um eine Vertrauensbasis herzustellen und ihre Nervosität abzumindern. Dies schien auch zu gelingen, da sich die Stimmung lockerte und auch gemeinsam gelacht wurde. Nach dem Start des Interviews schien die Probandin jedoch wieder in eine aufgeregte und gleichzeitig verbal zurückhaltende Stimmung zu verfallen. Der Interviewende konnte sich daher in seiner Rolle nicht so sehr zurücknehmen, wie er es eigentlich wollte. Die Informantin war in ihren Antworten äußerst kurz angebunden, und so musste des Öfteren nachgefragt werden bzw. wurden ihr direkt Fragen gestellt, die anfänglich so nicht eingeplant waren.

Ein weiteres massives Erschwernis im Zuge dieses Cases war, dass die Befragte wiederholt angab, dass sie sich für die Thematik ‚Sprache‘ nicht interessiert und sich in ihrem Leben keine Gedanken darüber gemacht hat und noch immer nicht macht. So sagte sie etwas auf die Frage, ob sie ihrer Meinung nach gerade im Dialekt spreche: „Wahrscheinlich. Also mir fällt es eigentlich / Ich denke überhaupt nicht darüber nach“ (Case 2: Z 151–152). Für sie schien die Sprache etwas „Natürliches“ zu sein, das man nun mal besitzt und worüber man nicht nachdenken muss. Dies stellt prinzipiell eine interessante Grundhaltung dar, es erschwerte jedoch das Vorhaben, an für diese Untersuchung gehaltvolle Informationen zu gelangen.

Zusätzlich sei ein weiteres potentiell Problem genannt, das sich im Endeffekt in Wohlgefallen auflöste. Vor Beginn des Interviews zu *Case 4* bestand die Befürchtung, dass es in dem von der Probandin ausgewählten Café zu laut für ein reibungsloses Interview ist. Diese Besorgnis stellte sich jedoch als unbegründet heraus. Es wurde ein Tisch ganz hinten im Café gewählt. Dieser strahlte eine gewisse Abgeschlossenheit zu den anderen Gästen aus und dies wiederum ermöglichte es, das Klima einer ungestörten Gesprächssituation zu erzeugen. Zudem stellte es sich als hilfreich heraus, dass sowohl die Probandin als auch der Interviewende ausnehmend aufeinander und auf die Situation konzentriert waren und sich nicht durch etwaige andere BesucherInnen haben ablenken lassen.

4 Conclusio

Die vier sprachbiographisch akzentuierten narrativen Interviews, die im Rahmen dieser Untersuchung durchgeführt wurden, haben ausschnittsweise gezeigt, welche Konzepte der deutschen Sprache in Wien und insbesondere des ‚Wienerischen‘ die ProbandInnen im Bewusstsein haben und welche soziale Bedeutung sie mit diesen Konzepten verbinden. Es hat sich gezeigt, dass die InformantInnen die Sprechweisen der deutschen Sprache innerhalb Wiens in zwei grundlegende Konzepte unterteilen. Auf der einen Seite steht das *Wienerische* und auf der anderen das *Hochdeutsche*. Als überraschend zeigte sich dabei, dass keiner / keine der Befragten das Konzept *Umgangssprache* explizit ansprach. Jedoch zeigten sich implizit Hinweise dahingehend, dass die ProbandInnen ein solches Konzept mit hoher Wahrscheinlichkeit sehr wohl unbewusst in ihrem Bewusstsein verankert haben. Dabei war zumeist von ‚normal‘ oder ‚weniger nach der Schrift‘ sprechen die Rede. Als Anwendungsbereiche dieser ‚Umgangssprache‘ sind vor allem freundschaftliche und familiäre Kontexte von Relevanz.

Das Konzept des *Wienerischen* dagegen wurde von den Befragten in ein ‚derberes‘ und ein ‚feineres Wienerisch‘ unterteilt. Die erste Varietät bringen die ProbandInnen sprachlich gesehen vor allem mit Beleidigungen und einem ‚Slang‘ in Verbindung. Dementsprechend ist es nicht verwunderlich, dass sie diese Sprachform in weiterer Folge vor allem in der ‚Unterschicht‘ und bei Menschen mit einer schlechten Schulbildung verorten. Zudem grenzten sich, vermutlich auch wegen der wenig prestigeträchtigen sozialen Verortung ihrerseits, alle vier ProbandInnen explizit von dieser Sprechweise ab. Das ‚feinere Wienerisch‘ hingegen sehen die InformantInnen vor allem durch das Fehlen eben dieser Beleidigungen und dieses ‚Slangs‘ gekennzeichnet.

Das ‚Hochdeutsche‘ indessen wurde lediglich in *Case 4* in weitere Erscheinungsformen untergliedert. Für die Befragte existiert neben dem ‚normalen Hochdeutsch‘ noch ein weiteres, darüber stehendes Konzept. Dieses kennzeichnet sich für sie durch eine besonders feine, gepflegte und beinahe schon überkorrekte Ausdrucksweise. Die übrigen ProbandInnen stellten dagegen keine Unterscheidungen in Bezug auf verschiedenen Sprechweisen des ‚Hochdeutschen‘ her. Allerdings zeigten sich die laienlinguistischen Konzepte hinsichtlich des *Hochdeutschen* bei allen vier Befragten vor allem dadurch charakterisiert, dass sie mit ihnen ‚schön‘ bzw. ‚nach der Schrift‘ sprechen assoziieren. Betrachtet man die Verortung des ‚Wienerischen‘ der ProbandInnen, so bildet das ‚Hochdeutsche‘ einen klaren Gegenpol dazu. Dieses wird von den Interviewten vor allem mit höheren sozialen Gesellschaftsschichten und einer guten Schulbildung in Beziehung gebracht. Zu diesem Ergebnis kamen auch die Untersuchungen von SCHOEL [u. a.] (2012). Deren Ergebnisse zeigten, dass Standardvarietäten häu-

fig als positiver und schöner bewertet werden und dass StandardsprecherInnen ein höherer Status, mehr Prestige und mehr Kompetenz zugeschrieben wird als Nonstandard-SprecherInnen (vgl. SCHOEL / STAHLBERG 2012: 205).

Zudem werden vonseiten der vorliegend interviewten ProbandInnen sowohl das ‚Wienerische‘ als auch das ‚Hochdeutsche‘ bestimmten Regionen Wiens zugeteilt. Das ‚Wienerische‘ ist für die Probanden eher in ‚Arbeiterbezirken‘ anzutreffen und das ‚Hochdeutsche‘ wurde in den stereotypisch ‚feineren‘ Wiener Gemeindebezirken verortet.

Begutachtet man, welche weitere soziale Bedeutung die Konzepte des *Wienerischen* sowie des *Hochdeutschen* für die InformantInnen aufweisen, so fällt auf, dass dem ‚Hochdeutschen‘ seitens der ProbandInnen eine gewisse Korrektheit zugeschrieben wird, die dem ‚Wienerischen‘ nicht zugesprochen wurde. Zudem erweist sich das ‚Hochdeutsche‘ vor allem dann als prestigeträchtig, wenn es um Situationen geht, in denen eine möglichst gute Verständlichkeit des Gesprochenen erforderlich ist. Dementsprechend wurde es von den Befragten auch als effizientes Mittel der Kommunikation angesehen. Allerdings wird das ‚Hochdeutsche‘ auch genau aus diesen Gründen immer wieder stigmatisiert. Es kann vorkommen, dass diese Sprechweise von manchen Menschen in gewissen, und besonders in ungezwungenen, Situationen als stoisch, überkorrekt und hochnäsig empfunden wird. Das ‚Wienerische‘ im Gegensatz dazu wird von den ProbandInnen als sehr bildhafte Sprache und in Verbindung mit einem ‚Wir-, Heimat- bzw. Lebensgefühl‘ empfunden. Allerdings erklärte lediglich P3, dass ihm das ‚Wienerische‘ gefalle. Er begründete dies damit, dass er damit aufgewachsen ist. Die anderen Befragten waren dem ‚Wienerischen‘ gegenüber neutral eingestellt und zwei von ihnen betonten sogar, dass sie der ‚Kärntner-Dialekt‘ mehr anspreche. Dies deckt sich auch mit den Ergebnissen der Untersuchung von GLUDOVACZ (2016: 97). Diese ergaben, dass das ‚Kärntnerische‘ zu den ‚Lieblingsdialekten‘ der ‚WienerInnen‘ zählt und das ‚Wienerische‘ bei den ‚WienerInnen‘ tendenziell zwischen zwei Extrempolen⁴⁰ angesiedelt ist.

Gleichwohl und aufgrund der oben genannten Gründe ist es drei von vier InformantInnen der vorliegenden Arbeit wichtig, dass das ‚Wienerische‘ erhalten bleibt. Dennoch kann nur schwer von einer ‚Dialektloyalität‘ seitens der Interviewten gesprochen werden. Denn trotz der eben genannten Gründe und obwohl zwei der Befragten angaben, dass sie ‚Wienerisch‘ als ihren individuellen Duktus ansehen, distanzierten sich insgesamt alle vier auf unterschiedliche Arten vom ‚Wienerischen‘. Dies könnte darauf hinweisen, dass die negativen Vorurteile gegenüber dem ‚Wienerischen‘ stärker im Bewusstsein der Menschen verankert sind als die positiven Ansichten. Es erscheint ihnen wichtig zu sein, dass man sie persönlich nicht mit

⁴⁰ Zwischen besonders positiven und besonders negativen Assoziationen.

diesen Befangenheiten, wie einer schlechten Schulbildung oder dem Bild eines ‚Proleten‘ / einer ‚Proletin‘, in Verbindung bringt. Man könnte im Fall der sozialen Bedeutung des ‚Wienerischen‘ für die WienerInnen also auch von einem womöglich teilweise versteckten Prestige sprechen, das aufgrund der Sorge um das individuelle Ansehen in der Gesellschaft nicht offenkundig oder nur punktuell zur Schau gestellt wird.

Betrachtet man die gesammelten Angaben, Meinungen und Erlebnisse der ProbandInnen und stellt diese einander in den Gruppierungen *Bildungshintergrund hoch* und *Bildungshintergrund niedrig* gegenüber, so muss festgehalten werden, dass keine am Bildungshintergrund festzumachenden, signifikanten Unterschiede in den Einstellungen, Konzepten und Erfahrungen der einzelnen, interviewten ProbandInnen festgestellt werden konnten. Auch eine Berücksichtigung des selbst bekundeten Duktus der Interviewten Personen liefert keinen Hinweis darauf, dass etwa das ‚Wienerische‘ eher in Gesellschaftsschichten mit niedrigeren Bildungsgrad auftritt. Denn unter den SprecherInnen des ‚Wienerischen‘ innerhalb der InformantInnengruppe befanden sich sowohl eine Akademikerin als auch eine Person, die einen Pflichtschulabschluss aufweist. Das Gleiche trifft umgekehrt auch auf das ‚Hochdeutsche‘ zu. Die Frage nach dem Vorhandensein von potentiellen Unterschieden in den Konzepten hinsichtlich der deutschen Sprache in Wien, deren sozialer Bedeutung und dem Korrelieren dieser Konzepte und Bedeutungen mit biographischen Schlüsselerlebnissen der Befragten in Bezug auf deren ‚Bildungshintergrund‘ bzw. sozioökonomischen Status muss daher verneint werden.

Analysiert man jedoch die Ergebnisse der Interviews unter dem Blickwinkel der *Generationskategorie*, so zeigen sich dahingehend deutlich markantere Differenzen. Diese beginnen bereits bei den selbstbekundeten Sprachformen der ProbandInnen. Während für die InformantInnen der *Generation ≥ 55 -Jahre* das ‚Wienerische‘ ihrer alltäglichen Sprechweise entspricht, stellt für die Befragten der *Generation ≤ 35 -Jahre* das ‚Hochdeutsche‘ ihren üblichen Duktus dar. Diese Unterschiede können womöglich auf die sprachliche Primärsozialisation zurückgeführt werden. Während die ‚ältere‘ Generation die Sprechweise ihres Elternhauses bzw. ihrer Umgebung in ihrer Kindheit als stark ‚dialektal‘ beschrieben, erklärte die ‚jüngere‘ Generation, dass sie mittels ‚Hochdeutsch‘ primärsozialisiert wurden und das ‚Wienerische‘ in ihrem Umfeld keine oder nur eine untergeordnete Rolle spielte. Eine weitere Differenz zwischen den *Alterskategorien* ließ sich in den Einstellungen zum Wandel des ‚Wienerischen‘ im Laufe der Zeit entdecken. Zwar konstatierten beide Gruppen eine stetige Veränderung des ‚Wienerischen‘ und auch der Sprache im Allgemeinen, jedoch fiel in einem Vergleich der Aussagen zwischen den beiden Generation auf, dass die ‚ältere‘ Generation einen deutlich stärkeren Wandel des ‚Wienerischen‘ empfindet als die ‚junge‘ Altersgruppe. P3 merkte an,

dass im Vergleich zu seiner Jugend kaum noch ‚Wienerisch‘ gesprochen werde und P2 äußerte, dass es ihrer Meinung nach ‚DAS Wienerische‘ gar nicht mehr gebe. Dies machten beide ProbandInnen hauptsächlich an der Vermischung des ‚ursprünglichen Wienerischen‘ mit anderen Sprachen und ‚Dialekten‘ und einer verringerten Weitergabe an die nächsten Generationen fest. An diese Einschätzung lässt sich auch die letzte festgestellte Unterscheidung anknüpfen. Diese bezieht sich auf die sprachliche Sozialisation der Kinder der ProbandInnen. Während die InformantInnen der Generation ≥ 55 -Jahre ihre Kinder mittels hohem ‚dialektalen‘ Einfluss erzogen, gab der Proband der Generation ≤ 35 -Jahre an, dass er seine Kinder ausschließlich mittels ‚Hochdeutsch‘ sozialisiert.

Resümierend lässt sich festhalten, dass die Wahl eines sprachbiographischen Zugangs eine Einsicht in die subjektiv existierenden Sprachformen linguistischer LaiInnen bietet. In der vorliegenden Untersuchung wurden vier in Wien in deutscher Sprache primärsozialisierte Personen mittels sprachbiographisch akzentuierten narrativen Interviews befragt. Durch ihre Einstellungen, Erfahrungsberichte und Beobachtungen konnte ein Einblick in die Konzepte hinsichtlich der deutschen Sprache in Wien und insbesondere des ‚Wienerischen‘ und die soziale Bedeutung, die die ProbandInnen diesen Konzepten beimessen gewonnen werden. Zusätzlich konnten dadurch generations- und sozialisations(sprachen)bedingte Unterschiede festgestellt werden. Ein gewinnbringender Anknüpfungspunkt an diese Untersuchung wäre womöglich, wenn eine weitere (noch ältere) Generation⁴¹ zu dieser Thematik befragt würde. Ebenfalls interessant wäre es, diese Untersuchung in ausgewählten Wiener Gemeindebezirken durchzuführen. Dabei würden sich vor allem die im Zuge dieser Arbeit genannten Bezirke⁴² anbieten. Somit könnte festgestellt werden, ob sich die stereotypen Verbindungen zwischen bestimmten Sprachformen und Regionen Wiens bestätigen lassen.

⁴¹ Eventuell Personen ≥ 80 -Jahre.

⁴² Dies waren der 10. Wiener Gemeindebezirk als Beispiel für einen ‚wienerischlastigen‘ Bezirk und der 13. sowie 19. Wiener Gemeindebezirk als ‚Hochburg‘ des ‚Hochdeutschen‘.

5 Literaturverzeichnis

ARONSON, ELLIOT / WILSON, TIMOTHY / AKERT, ROBIN (2014): Sozialpsychologie. 8. Auflage. Hallbergmoos: Pearson Deutschland.

ATTESLANDER, PETER (2010): Methoden der empirischen Sozialforschung. 13. Auflage. Berlin: Erich Schmidt.

BAKER, COLIN (1992): Attitudes and Language. Multilingual Matters 83. Clevedon [u. a.].

BARDEN, BIRGIT / GROßKOPF, BEATE (1998): Sprachliche Akkommodation und soziale Integration. Sächsische Übersiedler und Übersiedlerinnen im rhein-/moselfränkischen und alemannischen Sprachraum. Tübingen: Niemeyer.

BIERHOFF, HANS-WERNER (2006): Sozialpsychologie. Ein Lehrbuch. 6. Auflage. Stuttgart: Kohlhammer.

BOHNER, GERD (2002): Einstellungen. In: STROEBE, W. / JONAS, K. / HEWSTONE, M. (Hg.): Sozialpsychologie. Eine Einführung. 4. Auflage. Berlin/Heidelberg/New York: Springer. 265–315.

BROERMANN, MARIANNE (2007): Spracheinstellungen minderheitssprachiger Jugendlicher am Beispiel von Sorben und Finnlandschweden. Dissertation. Universität Leipzig.

http://www.qucosa.de/fileadmin/data/qucosa/documents/3545/Broermann_Sorben_Finnlandschweden.pdf, [Heruntergeladen am 01.11.2015]

BUSCH, BRIGITTA (2017): Mehrsprachigkeit. Wien: Facultas (= UTB Sprachwissenschaft 3774).

BUSCH, BRIGITTA (2011): Biographisches Erzählen und Visualisieren in der sprachwissenschaftlichen Forschung. In: ÖDaF-Mitteilungen 2.

https://heteroglossia.net/fileadmin/user_upload/busch_2011_ODaF.pdf, [Heruntergeladen am 19.08.2018].

BUSCH, BRIGITTA (2010): Die Macht präbabylonischer Phantasien. Ressourcenorientiertes sprachbiographisches Arbeiten. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 40. 58–82.

CASPER, KLAUDIA (2002): Spracheinstellungen. Theorie und Messung. Heidelberg: Books on Demand.

DEPPERMAN, ARNULF (2013): Interview als Text vs. Interview als Interaktion. In: FQS. Vol. 14, Nr. 3. Art. 13

<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2064/3584> [Letzter Zugriff 22.12.2019]

DEPREZ, KAS / PERSONS, YVES (1987): Attitude. In: AMMON, ULRICH [u. a.] (Hg.): Sociolinguistics. An International Handbook of the Science of Language and Society. First Volume. Berlin/New York: de Gruyter (= HSK 3.1), 125–131.

DIEKAMN, ANDREAS (2010): Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. 4. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch.

DRESING, THORSTEN / PEHL, THORSTEN (2013): Praxisbuch Interview, Transkription & Analyse. Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende. 5. Auflage. Marburg: Eigenverlag.

FASOLD, RALPH (1984): The Sociolinguistics of Society. Oxford: Blackwell.

FRANCESCHINI, RITA (2004): Sprachbiographien. Das Basel-Prag-Projekt (BPP) und einige mögliche Generalisierungen bezüglich Emotion und Spracherwerb. In: FRANCESCHINI, RITA / MIECZNIKOWSKI, JOHANNA (Hg.): Leben mit mehreren Sprachen. Vivre avec plusieurs langues. Sprachbiographien. Biographies langagières. Bern: Lang. 121–145.

FRANCESCHINI, RITA (2002): Sprachbiographien. Erzählungen über Mehrsprachigkeit und deren Erkenntnisinteresse für die Spracherwerbsforschung und die Neurobiologie der Mehrsprachigkeit. In: ADAMZIK, KIRSTEN / ROOS, EVA (Hg.): Biografie linguistische- Biographies langagières- Biografias linguistica- Sprachbiografien. Bulletin vals-alsa 76. 19–33.

FRANCESCHINI, RITA (2001): Sprachbiographien randständiger Sprecher. In: FRANCESCHINI, RITA (Hg.): Biographie und Interkulturalität. Diskurs und Lebenspraxis. Eingeleitet durch ein Interview mit Jacques Le Goff. Tübingen: Stauffenburg. 111–125. (= Stauffenburg Discussion. Studien zur Inter- und Multikultur. Band 16).

GARRETT, PETER (2010): Attitudes to language. Cambridge [u. a.]: Cambridge University Press.

GLÜCK, HELMUT (2010): Metzler Lexikon Sprache. 4. Auflage. Stuttgart [u. a.]: Metzler.

GLUDOVACZ, BARBARA (2016): „Dialekte“ in Österreich aus Wiener Sicht. Eine empirische Sprachwahrnehmungs- und Spracheinstellungsuntersuchung. Diplomarbeit. Universität Wien.

GÜTTLER, PETER O. (2003): Sozialpsychologie. Soziale Einstellungen, Vorurteile, Einstellungsänderungen. 4. Auflage. München: Oldenbourg.

HADDOCK, GEOFFREY / MAIO, GREGORY, R. (2014): Einstellungen. In: JONAS, KLAUS / STROEBE, WOLFGANG / HEWSTONE, MILES (Hg.): Sozialpsychologie. 6. Auflage. Berlin/Heidelberg: Springer. 197–229.

HARTUNG, JOHANNA (2010): Sozialpsychologie. 3. Auflage. Stuttgart: Kohlhammer.

HERMANNNS, FRITZ (2002): Attitude, Einstellung, Haltung. Empfehlungen eines psychologischen Begriffs zu linguistischer Verwendung. In: CHERUBIM, DIETER / JAKOB, KARLHEINZ / LINKE, ANGELIKA (Hg.): Neue deutsche Sprachgeschichte. Mentalitäts-, kultur und sozialgeschichtliche Zusammenhänge. Berlin/New York: de Gruyter. 65–89.

HERMANNNS, HARRY (1995): Narratives Interview. In: FLICK, UWE [u. a.] (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. 2. Auflage. Weinheim: Beltz. 182–185.

HOFER, LORENZ (2004): Spracheinstellungen aus kulturwissenschaftlicher Sicht. In: CHRISTEN, HELEN (Hg.): Dialekt, Regiolekt und Standardsprache im sozialen und zeitlichen Raum. Beiträge zum 1. Kongress der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, Marburg/Lahn, 5.-8. März 2003. Wien: Verlag für Literatur- und Sprachwissenschaft. 221–234.

HOPF, CHRISTEL (1995): Qualitative Interviews in der Sozialforschung. Ein Überblick. In: FLICK, UWE [u. a.] (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. 2. Auflage. Weinheim: Beltz. 177–182.

HUNDT, MARKUS (1992): Einstellungen gegenüber dialektal gefärbter Standardsprache. Eine empirische Untersuchung zum Bairischen, Hamburgischen, Pfälzischen und Schwäbischen. Stuttgart: Steiner. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. Heft 78).

KALLMEYER, WERNER (2005): Qualitative Methoden. In: AMMON, ULRICH (Hg.) Sociolinguistics. An International Handbook of Science of Language and Society. 2nd Edition. Volume 2. Berlin/New York: de Gruyter. 978–992.

KÖNIG, KATHARINA (2014): Spracheinstellungen und Identitätskonstruktion. Eine gesprächsanalytische Untersuchung sprachbiographischer Interviews mit Deutsch-Vietnamesen. Berlin: de Gruyter. (= Empirische Linguistik 2)

LAMNEK, SIEGFRIED (2010): Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch. 5. Auflage. Weinheim/Basel: Beltz.

LENZ, ALEXANDRA N. (2003): Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen. (Wittlich/Eifel). Stuttgart: Steiner. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. Heft 125).

MATTHEIER, KLAUS J. (1980): Pragmatik und Soziologie der Dialekte. Einführung in die kommunikative Dialektologie des Deutschen. Uni-Taschenbücher 994. Heidelberg: Quelle & Meyer.

MAYRING, PHILIPP (2016): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. 6. Auflage. Weinheim/Basel: Beltz.

MAYRING, PHILIPP (2015): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 12. Auflage. Weinheim/Basel: Beltz.

MICKARTZ, HEINRICH (1983): Einstellungsäußerungen zur Verwendung von Hochsprache und Mundart in der Kindererziehung. In: HUFSCHEIDT, JOCHEN [u. a.] (Hg.): Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Dialekt und Standardsprache im Sprecherurteil. Forschungsbericht Erp-Projekt. Band II. Berlin: Schmidt. 60–116.

MISOCH, SABINA (2015): Qualitative Interviews. Berlin/München/Boston: de Gruyter.

NEULAND, EVA (1993): Sprachgefühl, Spracheinstellungen, Sprachbewusstsein. Zur Relevanz „subjektiver Faktoren“ für Sprachvariation und Sprachwandel. In: MATTHEIER, KLAUS J. [u. a.] (Hg.): Vielfalt des Deutschen. Festschrift für Werner Besch. Frankfurt am Main [u. a.]: Lang. 723–747.

OSKAMP, STUART / SCHULTZ, P. WESLEY (2005): Attitudes and Opinions. Third Edition. New York: Erlbaum.

RIEHL, CLAUDIA MARIA (2000): Spracheinstellungen und Stereotype im Lichte diskursiver Praxis. In: DEMINGER, SZILVIA [u. a.] (Hg.): Einstellungsforschung in der Soziolinguistik und Nachbarsdisziplinen. Studies in Language Attitudes. Frankfurt am Main [u. a.]: Lang. 141–160.

SCHARLOTH, JOACHIM (2005): Sprachnormen und Mentalitäten. Sprachbewusstseinsgeschichte in Deutschland im Zeitraum von 1766-1785. Reihe Germanistische Linguistik. Nr. 255. Tübingen: Niemeyer.

SCHÄFERS, BERNHARD (2001): Grundbegriffe der Soziologie. 7. Auflage. Opladen: Leske + Budrich (= UTB für Wissenschaft 1416).

SCHMIDT, JÜRGEN ERICH / HERRGEN JOACHIM (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. Berlin: Schmidt.

SCHOEL, CHRISTIANE / STAHLBERG, DAGMAR (2012): Spracheinstellungen aus sozialpsychologischer Perspektive II. Dialekte. In: EICHINGER, LUDWIG [u. a.] (Hg.): Sprache und Einstellungen. Spracheinstellungen aus sprachwissenschaftlicher und sozialpsychologischer Perspektive. 205–225. (= Studien zur Deutschen Sprache. Forschungen des Instituts für deutsche Sprache. Band 61).

SIEBENHAAR, BEAT (2000): Sprachvariation, Sprachwandel und Einstellung. Der Dialekt der Stadt Aarau in der Labilitätszone zwischen Zürcher und Berner Mundart. Stuttgart: Steiner. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. Heft 108).

SMIT, UTE (1994): Language Attitudes, Language Planning and Education. The Case of English in South Africa. Dissertation. Universität Wien.

SOUKUP, BARBARA (2009): Dialect use as interaction strategy. A sociolinguistic study of contextualization, speech perception, and language attitudes in Austria. Wien: Braumüller.

STAHLBERG, DAGMAR / FREY, DIETER (1990): Einstellungen 1. Struktur, Messung und Funktionen. In: STROEBE, WOLFGANG / HEWSTONE, MILES / CODOL, JEAN-PAUL (Hg.): Sozialpsychologie. Eine Einführung. Berlin [u. a.]: Springer. 144–170.

STEINERT, ERIKA (2008 a): Ansätze qualitativer Forschung. In: STEINERT, ERIKA / THIELE, GISELA (Hg.): Sozialarbeitsforschung für Studium und Praxis. Einführung in die qualitativen und quantitativen Methoden. Frankfurt am Main: Lang. 77–125. (= Görlitzer Beiträge zu regionalen Transformationsprozessen. Band 2).

STEINERT, ERIKA (2008 b): Das qualitative Interview im Überblick. In: STEINERT, ERIKA / THIELE, GISELA (Hg.): Sozialarbeitsforschung für Studium und Praxis. Einführung in die qualitativen und quantitativen Methoden. Frankfurt am Main: Lang. 139–146. (= Görlitzer Beiträge zu regionalen Transformationsprozessen. Band 2).

STEINERT, ERIKA (2008 c): Das leitfadengestützte Interview. In: STEINERT, ERIKA / THIELE, GISELA (Hg.): Sozialarbeitsforschung für Studium und Praxis. Einführung in die qualitativen und quantitativen Methoden. Frankfurt am Main: Lang. 172–184. (= Görlitzer Beiträge zu regionalen Transformationsprozessen. Band 2).

STÜRMER, STEFAN (2009): Sozialpsychologie. München: Reinhardt.

TOPHINKE, DORIS / ZIEGLER, EVELYN (2006): „Aber bitte im Kontext!“. Neue Perspektiven der dialektologischen Einstellungsforschung. In: VOESTE, ANJA / GESSINGER, JOACHIM (Hg.): OBST. Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 71. Dialekt im Wandel. Perspektiven einer neuen Dialektologie. Duisburg: OBST. 205–224.

TOPHINKE, DORIS (2002): „Lebensgeschichte und Sprache. Zum Konzept der Sprachbiografie aus linguistischer Sicht“. In: ADAMZIK, KIRSTEN / ROOS EVA (Hg.): Biografie linguistische- Biographies langagières- Biografias linguistica- Sprachbiografien. Bulletin vals-alsa 76. 1–14.

6 Abbildungs- und Tabellenverzeichnis

Abbildung 1: Ein Dreikomponenten-Modell der Einstellungen (BOHNER 2002: 268).....	8
Abbildung 2: Sprachbiographie – Konzepte sowie individuelle & soziale Aspekte (TOPHINKE 2002: 2)	27
Abbildung 3: Interviews differenziert nach Strukturierungsgraden (MISOCH 2015: 14)	29
Abbildung 4: Ablaufmodell narrativer Interviews (MISOCH 2015: 51).	38
Abbildung 5: Allgemeines inhaltsanalytisches Ablaufmodell (MAYRING 2015: 62).....	41
Tabelle 1: Übersicht Kriterien ProbandInnenselektion	44
Tabelle 2: Übersicht ProbandInnen.....	45
Tabelle 3: Übersicht Interviewer	46
Tabelle 4: Übersicht Kategorien & Codes.....	51
Tabelle 5: Information zum Interview und demographische Daten Case 1	53
Tabelle 6: Information zum Interview und demographische Daten Case 2	61
Tabelle 7: Information zum Interview und demographische Daten Case 3	67
Tabelle 8: Information zum Interview und demographische Daten Case 4	75
Tabelle 9: Potentielle Anwendungsbereiche der ‚Umgangssprache‘ der ProbandInnen	86
Tabelle 10: Übersicht sprachliche Primärsozialisation der ProbandInnen und ihr heutiger Duktus	91

7 Anhang

Zustimmungserklärung/Datenschutzmitteilung

Herzlichen Dank, dass Sie sich bereit erklärt haben, als Interviewteilnehmer/in für ein Gespräch für die Abfassung einer Abschlussarbeit an der Universität Wien zur Verfügung zu stehen.

Hiermit willige ich ein, dass im Rahmen der Abschlussarbeit „Das ‚Wienerische‘ und seine soziale Bedeutung aus der Sicht von Wienerinnen und Wienern. Eine sprachbiografisch akzentuierte qualitative Sprachwahrnehmungs- und Spracheinstellungsstudie“ Daten meiner Person erhoben und ausgewertet werden. Die Erhebung erfolgt durch Audioaufnahmen, die in der Folge transkribiert, anonymisiert und für wissenschaftliche Analysen auszugsweise verwendet werden.

Abschlussarbeiten müssen laut Universitätsgesetz veröffentlicht werden (durch Aufstellen in der National- und Universitätsbibliothek), sie sind üblicherweise auch online zugänglich.

Die Daten können von dem/der Betreuer/in bzw. Begutachter/in der wissenschaftlichen Arbeit für Zwecke der Leistungsbeurteilung eingesehen werden. Die erhobenen Daten dürfen gemäß Art 89 Abs 1 DSGVO grundsätzlich unbeschränkt gespeichert werden.

Sie können die Zustimmung zur Verwendung dieses Interviews jederzeit widerrufen, alle Aussagen, die bis zu diesem Zeitpunkt in der wissenschaftlichen Arbeit verwendet wurden, sind allerdings rechtskonform und müssen nicht aus der Arbeit entfernt werden.

Weiters besteht das Recht auf Auskunft durch den/die Verantwortlichen an dieser Studie über die erhobenen personenbezogenen Daten sowie das Recht auf Berichtigung, Löschung, Einschränkung der Verarbeitung der Daten sowie ein Widerspruchsrecht gegen die Verarbeitung sowie des Rechts auf Datenübertragbarkeit.

Wenn Sie Fragen zu dieser Erhebung haben, wenden Sie sich bitte gern an den Verantwortlichen dieser Untersuchung: Alexander Krenn (a01246046@unet.univie.ac.at), Student der Studienrichtung Lehramtsstudium UF Deutsch / UF Geographie und Wirtschaftskunde an der Universität Wien, Fürstenhoferstraße 1/126, 1100 Wien.

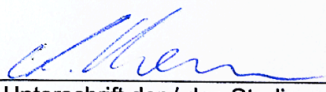
Für grundsätzliche juristische Fragen im Zusammenhang mit der DSGVO/FOG und studentischer Forschung wenden Sie sich an den Datenschutzbeauftragten der Universität Wien, Dr. Daniel Stanonik, LL.M. (verarbeitungsverzeichnis@univie.ac.at). Zudem besteht das Recht der Beschwerde bei der Datenschutzbehörde (bspw. über dsb@dsb.gv.at).

Ich stimme der Verwendung meiner personenbezogenen Daten im Rahmen der wissenschaftlichen Arbeit hiermit zu.

Vor- und Nachname in Druckschrift

Ort und Datum Unterschrift

Eidesstattliche Erklärung im Rahmen von schriftlichen Arbeiten

Erklärung	
Ich erkläre eidesstattlich, dass ich die Arbeit selbständig angefertigt, keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel benutzt und alle aus ungedruckten Quellen, gedruckter Literatur oder aus dem Internet im Wortlaut oder im wesentlichen Inhalt übernommenen Formulierungen und Konzepte gemäß den Richtlinien wissenschaftlicher Arbeiten zitiert, durch Fußnoten gekennzeichnet bzw. mit genauer Quellenangabe kenntlich gemacht habe.	
31.01.2020	
Datum	Unterschrift der / des Studierenden

8 Abstract

Den Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Diplomarbeit bilden Konzepte, Wahrnehmungen und Einstellungen hinsichtlich der Variation und der sozialen Bedeutung der deutschen Sprache in Wien.

Die Untersuchung erfolgte auf der Grundlage einer qualitativen Empirie. In deren Rahmen wurden mittels sprachbiographisch akzentuierter narrativer Interviews Daten von vier ProbandInnen erhoben. Die Interviews wurden im Anschluss mit der Transkriptionssoftware MAXQDA2018 transkribiert und mittels qualitativer Inhaltsanalyse nach MAYRING (2015) ausgewertet.

Der theoretische Teil dieser Arbeit befasst sich zunächst mit den Begriffen ‚Einstellung‘ sowie ‚Spracheinstellung‘ und beleuchtet deren Problematiken näher. Anschließend werden die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Begrifflichkeiten ‚(Sprach-)Einstellung‘; ‚Meinung‘; ‚Vorurteil‘ und ‚Stereotyp‘ behandelt. In weiterer Folge widmet sich der theoretische Teil der (Sprach-)Biographieforschung, den (qualitativen) Interviews und der qualitativen Inhaltsanalyse.

Der empirische Teil dieser Diplomarbeit stellt zunächst die Kriterien der ProbandInnenselektion vor und beschreibt im Anschluss daran die für die Interviews relevanten Parameter. Des Weiteren wird die Methode der Datenanalyse und das der empirischen Untersuchung zugrundeliegende Kategoriensystem präsentiert. Schlussendlich wird die Auswertung der Interviews durchgeführt.

Die Ergebnisse der empirischen Untersuchung dieser Diplomarbeit haben gezeigt, dass die ProbandInnen zwei Konzepte des ‚Wienerischen‘ unterscheiden. Auf der einen Seite steht die tendenziell ‚derbere‘ Form, die vor allem in der Unterschicht angesiedelt und die mit einer schlechteren Bildung verbunden wird, und auf der anderen eine ‚feinere‘ Variante des ‚Wienerischen‘. Das ‚Hochdeutsche‘ wird dem entgegengesetzt mit einer hohen Bildung verbunden und in potentiell höheren sozialen Schichten verortet.

Unterschiede in Bezug auf die Einstellungen sowie Wahrnehmungen der ProbandInnen haben sich vordergründig zwischen den Generationen ergeben. So sehen die älteren Gewährpersonen das ‚Wienerische‘ im Vergleich zu früher als deutlich stärker verändert und mehr von anderen Sprachen beeinflusst an als die jüngeren Gewährpersonen. Auch die sprachliche Sozialisation der eigenen Kinder der beiden Gruppen unterscheidet sich voneinander. Die Gewährpersonen im Alter ≥ 55 -Jahre gaben an, ihre Kinder zumindest unter ‚dialektalem‘ Einfluss erzogen zu haben, während der Proband der Kategorie ≤ 35 -Jahre angab, seine Kinder ausschließlich ‚hochdeutsch‘ zu erziehen.